GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **SoSe 2021**

Endlich frei?

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Carolin Brusky, Johannes Ehme, Johannes Köhler, Vanessa Lindl, Jakob Schorr, Sebastian Sehr, Klaus Vechtel SJ

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Judith Schulz-Häuser, Pauline Erdmann

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild © Ellen Qin, unsplash.com

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2021

Foto: Elke Teuber-S

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

„Endlich frei" – dieser Ausruf ist ein echter Sehnsuchtsseufzer. Man mag an eine tiefe Erleichterung nach einer Gefangenschaft denken. Oder, weniger dramatisch, aber aktuell, an das Wiedersehen mit Freunden und Freundinnen, an uneingeschränktes Reisen über Grenzen oder einfach an einen Nachmittagskaffee im Lieblingscafé. Die vergangenen Monate haben die Sehnsucht nach Freiheit intensiv fühlen lassen. Aber sie haben auch die widersprüchlichen Gesichter der Freiheit zu erkennen gegeben:

Zum einen wurde erfahrbar, wie zerbrechlich die Freiheit ist und wie schmerzhaft Eingriffe grundlegende Dimensionen des Menschseins berühren: zu gehen, wohin man möchte, ein Zuhause zu haben und es auch wieder verlassen zu können, und vor allem nah (und fern) zu sein, wem man will. Die Tatsache, dass Gerichte immer wieder einzelne Schutzmaßnahmen gekippt haben, zeigt ja nicht nur, dass manches juristisch-handwerklich nicht durchdacht war, wie die Bundestrainer unter den Kommentatoren schnell wussten. Es zeigt auch, wie sensibel die Abwägungen waren. Denn es galt und gilt, die besonders Verletzlichen zu schützen. Zugleich hat aber auch die Freiheit mit den verletzlichen Dimensionen des Menschseins zu tun: Mit der Lust, etwas aus eigenem Antrieb zu unternehmen und nicht gezwungen zu werden, mit der Freude, einander zu begegnen und nicht isoliert zu sein, mit der Entscheidung, Nähe oder Distanz zu suchen.

Zum anderen gab es auch die Erfahrung, dass freie Menschen sehr robuste Individuen sein können. Persönliche Freiheit kann zur Rücksichtlosigkeit mutieren, gerade wo ihre Einschränkung als Unrecht empfunden wird. Freiheit wird dann als ein Besitz verstanden, den ich gegen die da oben und den da nebenan zu verteidigen habe. Hier regiert nicht mehr die Einsicht, dass es etwas verletzliches Unverfügbares in jedem Menschen gibt, sondern die Logik freier Grundbesitzer. Der Politologe Jedediah Purdy hat in einem erhellenden und verstörenden Essay *Die Welt und wir* nachgewiesen, inwiefern die typisch amerikanische Kombination aus Freiheit, Unabhängigkeit und Landbesitz sowohl in der Vernichtung der indigenen Bevölkerung als auch in der Zerstörung des Landes mündet. Die Grundlage der politischen Zugehörigkeit ist der Raubbau an der Natur. Demgegenüber plädiert Purdy entschieden dafür, wechselseitige Abhängigkeiten zu bejahen – ein Gedanke, den Frank Vogelsang auf den schönen Begriff der „Sozialen Verbundenheit" bringt.

Die Freiheit hat also verschiedene Gesichter, so dass hinter den Sehnsuchtsseufzer „Endlich frei" ein Fragezeichen gesetzt ist, und das Heft den Leser und die Leserin einlädt, die verschiedenen Gesichter der Freiheit zu erkunden. Dabei wünsche ich Ihnen viel Vergnügen – und verabschiede mich zugleich von Ihnen. Denn mit der neuen Verantwortung als Oberer der Jesuitenkomunität gebe ich das Amt des Chefredakteurs weiter an Ansgar Wucherpfennig, über dessen Bereitschaft, dem Georg wieder seine Zeit zu widmen, ich mich sehr freue.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

10

Titelstory

Frank Vogelsang
Soziale Verbundenheit – die andere Seite menschlicher Freiheit

31

Aus dem Priesterseminar

Johannes Ehme
Prioritäten in der Ausbildung?

14

Worte zur Zeit

Thomas Meckel
Vernetzungen, Netzwerke, Kooperationen

33

Vorgestellt

Jakob Schorr und Cornelia von Wrangel über Heinrich Watzka SJ
On the road

30

Nachgedacht

Johannes Benedikt Köhler
Verlorene Jugend?

Editorial

03

36

Scientia – Philosophie

Godehard Brüntrup SJ
Ein radikaler Anfang

42

Aus dem Jesuitenorden

Michael Sievernich SJ
Petrus Canisius

22

Stimmen aus Sankt Georgen

Juliane Eckstein, Christian Jager, Mirjam Schliephak
Wie setze ich meine Prioritäten?

46

Alumni berichten

Interview mit Magdalena Strauch
Jugendliche für die Demokratie begeistern

Impressum

02

6

Scientia – Theologie

Gregor Maria Hoff
Der Synodale Weg

39

Aus den Instituten

19

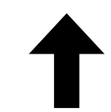
Fragen über Fragen

an Sonja Karl

20

Das besondere Buch

Kai Weiß
Jeder Mensch ist berufen



16

Pietas

Carmen Speck MMS
Ein deutliches Ja zur Karriere nach unten

44

Aus der Hochschule

28

Weltkirche

Ingmar Vázquez Garcia SJ
Kirche in Kuba

26

Centerfold

Der Synodale Weg

Eine Performance kirchlicher Freiheit

GREGOR MARIA HOFF
Professor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie/ Salzburg

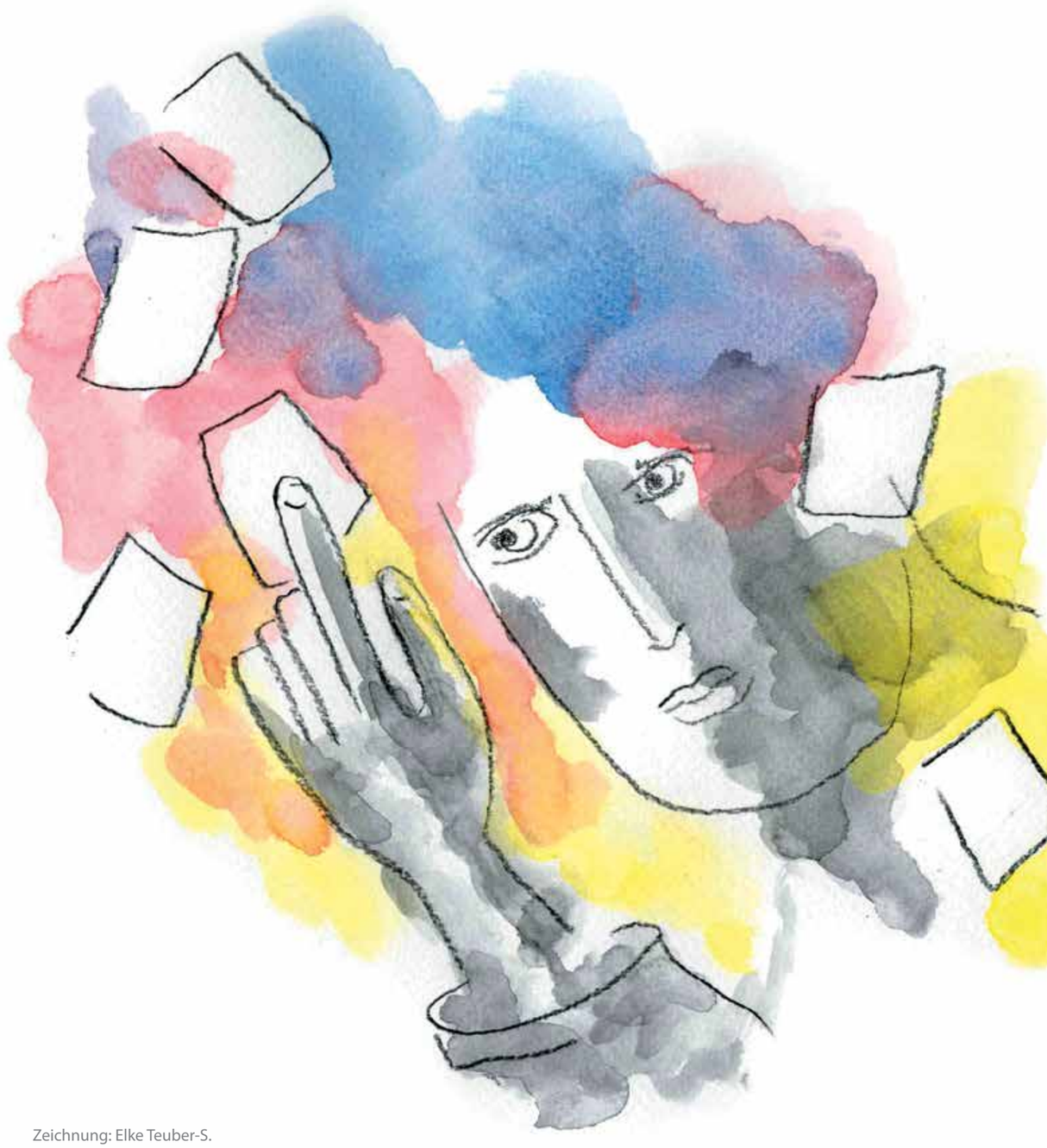
Freiheitsrechte werden in offenen demokratischen Gesellschaften unterschiedlich realisiert. Religions- und Meinungsfreiheit, die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre (Art 5, Abs. 3 GG) legt das deutsche Grundgesetz auf der Basis der Unantastbarkeit von Persönlichkeitsrechten fest. Politisch werden Freiheitsrechte nicht zuletzt in der Versammlungsfreiheit und im Wahlrecht wirksam. In ihnen wird ein entscheidender Aspekt ersichtlich: An der Bestimmung von gesetzlichen Vorschriften, die den Grundrechten Raum geben und sie konkretisieren, sind grundsätzlich alle Bürgerinnen und Bürger beteiligt. Dieser Aspekt ist von grundlegender Bedeutung: Die Wahrnehmung von Rechten hat selbst rechtsperformativen Charakter. Rechte entstehen in der Ausübung des Rechts auf Rechte – das Wahlrecht wird auf diese Weise zum Stimmrecht, indem es der Perspektive aller Bürgerinnen und Bürger Raum gibt. Dieses Recht ist die Basis demokratischer Entscheidungsprozeduren und ist ihnen vorgeordnet, entsteht aber zugleich in seinem Gebrauch. Es entspringt einer wirksamen Setzung dieses Rechts im Modus seiner Anerkennung: eben als ein grundlegendes Recht.

Freiheitsrechte und Gewaltenteilung

Das allgemeine Wahlrecht ist ein Freiheitsrecht erster Ordnung, weil es die Möglichkeit bestimmt, Freiheitsvollzüge rechtlich zu garantieren und so wiederum freizusetzen. Die aus diesem Freiheitsrecht erster Ordnung folgenden Rechte sind Ausdruck einer Gewaltenteilung, die Macht nicht in der Form von bloßer Partizipation oder von Privilegien fasst. Es ist genau dieser Punkt, der mit den Reformagenden der katholischen Kirche zur Diskussion steht, die der Synodale Weg seit dem Jahr 2020 forciert. Es geht um eine neue Koordination von Macht in der Kirche, die im Zuge der Erfahrungen kirchlichen Missbrauchs und seiner systemischen Verschleierung, vor allem durch Bischöfe und die kirchenleitenden Behörden, als ein Desiderat wahrgenommen wurde. Die MHG-Studie und Untersuchungen zur Situation in verschiedenen Bistümern haben entsprechende Forderungen ebenso ausgelöst wie kirchliche Finanzskandale, die auch die römische Kirchenzentrale betrafen. Um ein in sich geschlossenes System klerikaler Machtentfaltung, dogmatisch wie liturgisch in den Funktionsmustern kirchlicher Sakralmacht abgesichert, (1.) in seinem Versagen kritisieren zu können, (2.) Schuld zu bestimmen, (3.) Reformen durchführen zu können, bedarf es eines kirchlichen Controllings, das nicht wieder aus dem System heraus gesteuert wird. Es braucht Unabhängigkeit von Instanzen und Rechtsverfahren. Es braucht Transparenz und insofern eine wirkliche Gewaltenteilung.

Die Struktur des Synodalen Wegs

Die Gewaltenteilung und Transparenz nimmt der Synodale Weg mit dem Forum „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“ nicht nur in den Blick, sondern er praktiziert sie. Auf die grundlegende Ordnung und die Verfahren haben sich das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und die Deutsche Bischofskonferenz mit Mehrheitsentscheiden festgelegt. Die Mitglieder der Synodalforen wurden gewählt. Bischöfe haben keine längere Redezeit als andere Synodale. Vor diesem Hintergrund ist vor einem Demokratisierungsversuch der katholischen Kirche gewarnt worden. Der Vorwurf eines Kirchenparlaments nach protestantischem Vorbild steht im Raum (Kardinal Woelki). Tatsächlich spielen geordnete Wahlverfahren für den Synodalen Weg eine maßgebliche Rolle. Aber die dreifach geforderte Zwei-Drittel-Mehrheit von Bischöfen, von allen anderen Synodalen sowie der Plenarversammlung bringt Beschlüsse auf den Weg, die sich nicht der gegebenen kirchlichen Ordnung, sprich: den Vorgaben des CIC, entziehen. Kein Bischof kann in seiner Diözese also gezwungen werden, sich an einen entsprechenden Beschluss zu halten. Ebenso wenig kann der Synodale Weg eine Entscheidung von dogmatischem Rang treffen, die gegen die Lehre der katholischen Kirche verstößt. Wohl aber



Zeichnung: Elke Teuber-S.

können Impulse der Lehrentwicklung gesetzt werden, die mit Blick auf sexualethische Fragestellungen sowie auf die Möglichkeit einer Frauenordination über geltende Lehrvorgaben hinausführen. Allerdings ist der rechtliche Spielraum des Synodalen Wegs eng umgrenzt. Enttäuschungen scheinen programmiert zu sein, wenn entweder Bischöfe aus dem Prozess aussteigen, seine Entscheidungen nicht umsetzen oder Rom sie ignoriert.

Gerade in diesem Rahmen stellt der Synodale Weg eine freiheitsrechtliche Innovation im ekklesiologischen Normrahmen der katholischen Kirche dar. Er schert nämlich aus dem Format einer Synode aus, die letztlich von Bischöfen getragen und bestimmt wird. Das neue Modell eines Synodalen Wegs ist insofern ein Instrument und ein Akt, mit dem sich in der Kirche kirchliche Freiheitsrechte herausbilden, die vom Synodalen Weg als konstitutiv erachtet werden, um auf die durchgreifende Krise der katholischen Kirche zu reagieren. Entscheidend ist dabei die kirchliche Performance des Synodalen Wegs, die die Redefreiheit innerhalb diskursiver Auseinandersetzungen auch inhaltlich garantiert. Denn der Synodale Weg setzt Themen auf seine Tagesordnung, die über bestehende kirchliche Festlegungen hinausführen. Als kirchliches Experiment fungiert er als ein Laboratorium, in dem Thesen geprüft, Argumente abgewogen, Konsequenzen entwickelt und Handlungsoptionen vorgeschlagen werden. Damit entsteht ein kirchlicher Möglichkeitsraum, der zum einen nicht vorab den Begrenzungen des Lehramts unterliegt, zum anderen aber an sie vermittelt werden muss. Von daher steht auch noch nicht fest, in welche Richtung sich Debatten bewegen und welche Texte und Agenden aus ihnen resultieren.

Der Synodale Weg und die Zukunft der Kirche

Das Bild einer suchenden Kirche hat ekklesiologischen Rang: Sie weiß nicht vorab um Lösungen für die Probleme, in denen sie sich wiederfindet. Das erhöht den Beratungs- und Handlungsdruck, weil die Krise der Kirche mit zunehmenden Austritten und gesellschaftlicher Kritik am Missbrauchs-Management der katholischen Kirche zunimmt. Das Nichtwissen um die Lösungen steigert aber auch das Freiheitspotenzial in diesem kirchlichen Format, weil sich diese Kommunikationsform gerade auch in ihren Konflikten als eine katholische Communio begreift, die unterschiedlichen Stimmen Raum gibt. Hier wird ein kirchliches Freiheitsrecht approbiert, das sich öffentlich vollzieht: in der Bereitschaft, im Geben und Nehmen von Gründen zu überzeugen. Dadurch, dass der Synodale Weg sich in vielen seiner Beratungen vor den Augen der Öffentlichkeit abspielt, schafft er eine Transparenz, die nicht nur eine Beteiligung über die Medien zulässt, sondern die kommunikative Form seiner Gewaltenteilung verstärkt: in der Form einer offenen kirchlichen Debatte. Der Öffentlichkeit kommt damit auch die Funktion eines Rechtsschutzes zu: Disziplinarische Eingriffe würden als solche vermerkt.

> **Die Entscheidung für den Synodalen Weg stellt eine Wette auf die Zukunft der Kirche dar. Der Versuch kann scheitern, aber im Risiko setzt er zugleich Schritte auf unerschlossenem Terrain frei.**

Das ist insofern von Bedeutung, als auf dem Synodalen Weg Themen und Thesen gesetzt werden, die vor Jahren noch als kirchlich nicht verhandelbar galten, nun aber auch von Bischöfen vertreten werden. Ihre Positionierung gibt diesem Prozess einen eigenen apostolischen Rang, der auch die Freiheitsrechte des gesamten Synodalen Wegs stärkt, eben weil er von der Mehrheit der deutschen Bischöfe so gewollt ist und weiterhin getragen wird. Dass dieser Weg aber zustande kam, ist nicht nur dem Entschluss der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) geschuldet, sondern einer spezifischen Situation. Auf der Frühjahrsvollversammlung der DBK 2019 in Lingen war den versammelten Bischöfen klar, dass sie aus der MHG-Studie Konsequenzen ziehen mussten. Der Druck der Öffentlichkeit, von Politik und Gesellschaft und nicht zuletzt aus der katholischen Kirche selbst war so groß, dass die DBK einen Schritt setzen musste, der über die bisherigen Strategien zur Aufklärung und Bekämpfung des Missbrauchssystems hinausführte. Diese hatten ihre Bedeutung, aber sie führten nicht zu einem durchschlagenden Ergebnis – weil sie das systemische Moment nicht als solches erfassten.

Die Entscheidung für den Synodalen Weg stellt eine Wette auf die Zukunft der Kirche dar. Der Versuch kann scheitern, aber im Risiko setzt er zugleich Optionen, Schritte auf unerschlossenem Terrain frei. Das meint die Rede vom Möglichkeitsraum einer suchenden Kirche. Dieser Möglichkeitsraum ist insofern von grundlegender ekklesiologischer Bedeutung, als er nicht nur ein alternatives Modell für kirchliche Beratungen entwickelt, sondern auch dem eschatologischen Orientierungssinn aller Theologie entspricht. Die Performance kirchlicher Freiheit, die der Synodale Weg ad experimentum einübt, führt innerkirchliche Beratungsszenarien auf ein neues Niveau. Dass es stärker an freiheitsbasierten Rechtsverfahren offener demokratischer Gesellschaften orientiert ist und dabei im ganzen Spektrum des Volkes Gottes den Getauften Stimmrecht gibt, entspricht nicht nur dem komplexen Zueinander, in dem sich Staat und Kirche aufeinander beziehen, sondern setzt Plausibilitätsressourcen kirchlicher Kommunikation frei. Das prekäre Verhältnis von Kirche und Freiheit gewinnt unter diesem Gesichtspunkt an Dynamik. Es erschließt Chancen kirchlichen Handelns – im Gebrauch kirchlicher Freiheitsrechte. Es sind Chancen, der schöpferischen Lebensmacht Gottes im Zeichen des Evangeliums Raum zu geben.

Zum Weiterlesen:

Gregor Maria Hoff, Gegen den Uhrzeigersinn. Ekklesiologie kirchlicher Gegenwarten.
Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2018.

Soziale Verbundenheit – die andere Seite menschlicher Freiheit

FRANK VOGELSANG
Direktor der Evangelischen Akademie im Rheinland

Die gegenwärtige Gesellschaft ist stark durch den Wert der Freiheit geprägt. Dieser Wert steht seit langem im Mittelpunkt von Aufklärung und Demokratisierung. Wie bedeutsam die Errungenschaft der Freiheit ist, kann leicht ein Vergleich mit traditionellen Gesellschaften der Vergangenheit oder mit autoritären Gesellschaften der Gegenwart zeigen. Dort waren und sind Lebenschancen sehr unterschiedlich verteilt, viele Menschen waren und sind in gesellschaftliche Zwänge eingebunden. Und doch kann auch der Wert der Freiheit Probleme aufwerfen, wenn er absolut gesetzt wird: Denn eine absolute Freiheit stellt die gesellschaftlichen Strukturen selbst in Frage. Freiheit ist tatsächlich ein vielschichtiger Begriff. Ein zentrales Spannungsverhältnis wird in der ethischen Diskussion dadurch gekennzeichnet, dass eine „Freiheit von" etwas unterschieden wird von der „Freiheit zu" etwas. In unserer Gesellschaft steht die „Freiheit von" im Mittelpunkt. Die „Freiheit zu" aber bringt eine Verpflichtung, eine Verbundenheit zum Ausdruck. Diese Freiheit zeigt sich in einer Bindung an ein Ziel.

Freiheit entspringt sozialer Verbundenheit

Der moderne Freiheitsbegriff steht in der Tradition einer unverzichtbaren Emanzipationsgeschichte. Doch ist gerade die Phase der vergangenen Jahrzehnte auch durch Entwicklungen bestimmt, die die Schattenseiten dieser Entwicklung deutlicher werden lassen – man denke an eine verbreitete Vereinzelung und an eine Auflösung sozialer Strukturen. Gerade jene gesellschaftlichen Organisationen werden schwächer, durch die die Freiheitsentwicklung überhaupt erst möglich wurde, wie etwa Parteien und Gewerkschaften. Die Freiheitsfortschritte entstanden nicht durch vereinzelte Menschen, sondern durch Organisationen, die sich für Freiheit eingesetzt und für sie gekämpft haben. Die Grundlage jeder gesellschaftlichen Freiheit ist und bleibt die soziale Verbundenheit, in der Menschen existieren. Menschen werden durch die Verbundenheit zueinander geprägt, schon bevor sie sich als freie Wesen verstehen können. Die leibphänomenologische Philosophie von Maurice Merleau-Ponty findet für diese grundlegende Verbundenheit zwischen Menschen den Begriff der „Zwischenleibichkeit (intercorporéité)". Die soziale Verbundenheit kann aufgrund ihrer fundamentalen Rolle nicht zu einer vernachlässigbaren Randgröße schrumpfen, wie das der gegenwärtige gesellschaftliche Diskurs oft nahelegt. Emanzipatorische Organisationen und soziale Bewegungen bilden im Gegenteil die soziale Grundlage, auf der gesellschaftliche Veränderungen errungen werden. Das zeigt: „Freiheit von" ist kein absoluter Wert und auch kein Naturzustand, der isoliert stehen und beliebig vergrößert werden könnte. Vielmehr ist sie immer bezogen auf jene menschlichen Verhältnisse, die sie ermöglichen. Gesellschaftliche Freiheit entsteht deshalb nicht einfach durch eine Unterscheidung von anderen Menschen, sondern durch eine immer wieder neu zu findende Balance von Freiheit und Bindung zwischen Menschen. Der Soziologe Norbert Elias hat gefordert, dass es eine Balance zwischen einem individualisierten „Ich" und einem gemeinschaftlichen „Wir" geben muss.

Eine einseitige Orientierung

Wieso ist in dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs der Individualisierung diese Balance verloren gegangen? Der Wert der „Freiheit von" hat offenkundig einen eindeutigen Vorrang vor allen anderen Werten erlangt. In unserer Zeit ist ein gesellschaftlich herrschender, ein hegemonialer Diskurs entstanden, der durch zwei Kennzeichen bestimmt ist: die Zentralstellung des sich selbst verwirklichenden Individuums mit seiner Unterscheidung von anderen Individuen und die Betonung der gesellschaftlichen Gegenwart in der Analyse von ausdifferenzierten Systemen wie dem ökonomischen Markt. Dadurch aber gehen zwei Dimensionen der sozialen Verbundenheit verloren: die synchrone Verbundenheit zu anderen Menschen in der eigenen Lebenszeit und die diachrone Verbundenheit zu ande-

Foto: Sigurd Scharper

ren Menschen durch die geschichtliche Entwicklung hindurch. So, wie wir durch die mit uns verbundenen Menschen in einer bestimmten Zeit geprägt sind, so sind wir durch die geschichtliche Entwicklung geprägt, in der wir stehen. Beide Verluste sind problematisch, weil eine Verabsolutierung einer „Freiheit von" die gesellschaftlichen Verhältnisse instabil werden lässt.

Welches sind die treibenden Kräfte für diese starke Konzentration auf eine „Freiheit von" in unserer Zeit? Die wichtigste Veränderung ist die Entwicklung der Ökonomie, die die Zentralstellung des Individuums befördert hat und einen großen Druck auf traditionelle Institutionen ausübt. Dies begann mit der neoliberalen Wende in der Wirtschaftspolitik, ist aber auch bestimmt durch stark veränderte Produktionsstrukturen, eine größere Bedeutung des Dienstleistungssektors, ebenso durch die Globalisierung, die international flexible Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer begünstigte. Andere gesellschaftliche und kulturelle Kräfte haben diese Entwicklung gestützt. Soziologen wie Luc Boltanski und Richard Sennett haben nachweisen können, wie sehr die Authentizitätskultur in der 68er Bewegung diese neuen Produktions- und Konsumtionsbedingungen fördern konnte. Einen sehr großen stützenden Anteil an der Entwicklung haben schließlich auch die digitalen Medien, die die zentrale Stellung des Individuums etwa über die Etablierung einer „Selfie"-Kultur stärkte. Doch ist die Entwicklung der digitalen Medien kulturell so vielschichtig, dass sie zugleich auch Gegenkräfte zu dieser Entwicklung fördern kann.

Entscheidend für die Bestimmung der Freiheit im hegemonialen Diskurs ist die Unterscheidung, die Differenz: Es geht um die Freiheit der Individuen von äußeren Festlegungen und um die Unterscheidung zu anderen Individuen. Der Soziologe Andreas Reckwitz hat die gegenwärtige Gesellschaft eine Gesellschaft der Singularitäten genannt: Selbstverwirklichung ist die zentrale Bestimmung und durch ihre jeweilige Selbstverwirklichung unterscheiden sich die Individuen voneinander. Die Differenz wird auf den gesellschaftlichen und ökonomischen Märkten belohnt, auf denen mit der Währung Aufmerksamkeit gehandelt wird. Die Verbindung eines Menschen zu anderen Individuen, seine Ähnlichkeit mit ihnen, wird akzeptiert, sie erhält aber keine große Aufmerksamkeit. Dagegen ist es die individuelle Besonderheit, mit der Menschen sich auszeichnen können. Das, was sie von anderen unterscheidet, ist von größter Bedeutung und lässt sich unter den gegebenen Bedingungen auch leichter kommunizieren.

Die Bedeutung der „Freiheit zu"

Die große Konzentration auf die Selbstunterscheidung und -verwirklichung des Individuums lässt die soziale Verbundenheit, die doch die notwendige Voraussetzung für alle Prozesse der Individualisierung ist, in den Hintergrund treten. Sie ist aber nicht einfach verschwunden. Auch heute lebt jeder Mensch aus einer tiefgreifenden Verbundenheit mit anderen Menschen, in Herkunftsmilieus oder auch in sozialen Bewegungen. Es wäre eine sträfliche Verkürzung der menschlichen Existenz, sie einfach auf die aktiven Selbstbestimmungsmöglichkeiten eines erwachsenen und gesunden Individuums zu reduzieren. Es gibt für jeden Menschen immer auch jene andere Seite, die vielleicht vernachlässigt aber nicht beseitigt werden kann. In dieser erleben wir uns abhängig und rezeptiv, als zugehörig zu einer Familie, einer Sprachgemeinschaft, einem religiösen Glauben, einer Kultur, einer sozialen Bewegung. Wenn ein Mensch diese Bindung erlebt und sie bejaht, kann sie sich im Engagement für diese Bindung äußern. In der Bestimmung der „Freiheit zu" kann also jene fundamentale soziale Verbundenheit zum Ausdruck kommen, die in der „Freiheit von" aus dem Blick gerät. Die Formen, die die Verbundenheit annehmen kann, sind nicht einfach normativ vorgegeben, sie können verändert werden. So ist eine moderne Familie stark unterschieden von einer traditionellen Familie des 19. Jahrhunderts. Formen der Verbundenheit, also längerfristig existierende Institutionen, Organisationen und Gemeinschaften, haben sich im Laufe der menschlichen Geschichte immer wieder erheblich verändert. So ist etwa auch die 2000 Jahre lange Geschichte der christlichen Kirchen voller Umbrüche und Neuanfänge, neue Gemeinschaftsformen entstanden, alte vergingen. Der Hinweis auf die Bedeutung von sozialer Verbundenheit ist deshalb kein konservatives Argument.

Hybride Netzwerke als zukünftige Form sozialer Verbundenheit?

Möglicherweise stehen wir heute in der skizzierten Entwicklung an einem Wendepunkt: Während in den vergangenen 50 Jahren die „Freiheit von", die Freiheit durch Differenzbeschreibung, den Vorzug hatte und in eine hochindividualisierte Gesellschaft hinein führte, ist es wahrscheinlich, dass sich in den kommenden Jahren neue verbindlichere Sozialformen ausprägen, die stärker in der Lage sind, auch die „Freiheit zu" zu berücksichtigen. Dies können zum Beispiel hybride Netzwerke sein, die sowohl auf digitalen wie auch auf analogen Formen von Kommunikation beruhen. Netzwerke sind eine Form der sozialen Verbundenheit mit spezifischen Eigenschaften. Sie kennen keine festgefügten Grenzen. Das heißt, ihre Eintritts- und Austrittsbedingungen sind niederschwelliger als in traditionellen Formen der Verbundenheit. Sie haben auch eine beweglichere Gestalt. Sie können sich mit anderen Netzwerken verbinden, aber auch wieder von ihnen lösen. Dennoch sind sie nicht einfach amorph, sondern haben jeweils bestimmte Strukturen. Digitale Medien können grundsätzlich die Ausbildung solcher begrenzten sozialen Netzwerkstrukturen mittlerer Größenordnung fördern. Digitale Medien sind deshalb nicht einfach Teil der gegenwärtigen problematischen Entwicklung zu einer immer größeren Individualisierung. Sie können auch durch die Anbahnung von Verbindungen Teil der Lösung gesellschaftlicher Probleme sein. Allerdings sind aktuelle gesellschaftsumfassende Plattformen wie Facebook und Twitter trotz der Doppeldeutigkeit des Begriffs „soziale Netze" hier nicht gemeint. Wohin geht die Reise? Offenkundig ist, dass traditionelle Formen der Verbundenheit wie Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, Verbände und Vereine sich immer mehr über digitale Medien zu Netzwerkstrukturen hin öffnen. Auffällig ist auch eine Ähnlichkeit solcher Netzwerkstrukturen zu den flexiblen Strukturen der ersten christlichen Gemeinden! Dies zu vertiefen, wäre aber ein anderes Thema.

ztp

ZEITSCHRIFT FÜR THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Jahrgang 143 | 2021 | Heft 2

Claus Dierksmeier
Religionsbegriff und Religionsrecht bei Karl Christian Friedrich Krause

Simon Maria Kopf
Vorsehung bei Gott und Mensch. Ein Vorschlag zur aktuellen Debatte über Gottes Vorsehung und Handeln

Christoph J. Amor
Tiere in der kirchlichen Lehre – Gottes vergessene Geschöpfe? Argumente für eine theologische Würdigung der Tiere

Julian Tappen
Auferstehung und Freiheit. Anmerkungen zu einem eschatologischen Vorbehalt

Dominik Markl SJ
Media, Migration, and the Emergence of Scriptural Authority

ISSN: 2709-8427
https://ztp.jesuiten.org

Vernetzungen, Netzwerke, Kooperationen

Ein Blick auf Sankt Georgen

Worte zur Zeit

THOMAS MECKEL
Professor für Kirchen- und Religionsrecht, Rektor von Sankt Georgen

Wenn man auf das Luftbild von Sankt Georgen schaut, dann zeigt sich die Vernetzung schon am architektonischen Ineinander der Gebäude und damit auch der verschiedenen Institutionen, die Sankt Georgen prägen. Es sind neben der Philosophisch-Theologischen Hochschule und dem überdiözesanen Priesterseminar, das An-Institut für Weltkirche und Mission der Deutschen Bischofskonferenz (IWM), die Christlich-Islamische Begegnungs- und Dokumentationsstelle der Deutschen Bischofskonferenz (CIBEDO), die Kommunität der Jesuiten und die Zukunftswerkstatt SJ. Die Deutsche Bischofskonferenz hat in diesem Frühjahr das Zentrum für Berufungspastoral (ZfB) von Freiburg nach Sankt Georgen verlegt und möchte damit die Jugend- und Berufungspastoral auf Bundesebene stärker miteinander verbinden. P. Clemens Blattert SJ, Leiter der Zukunftswerkstatt SJ, wurde von der DBK zum neuen Direktor des Zentrums für Berufungspastoral (ZfB) berufen. Umrahmt vom Park befinden sich auf dem Campus allein sechs Institutionen, die auf einem Campus tätig sind, der von der ignatianischen Spiritualität geprägt wird. Für die Hochschule zeigt sich dies exemplarisch am Eingang des Lehrgebäudes in ihrem Leitwort: pietati et scientiae. Spirituelle Praxis und intellektuelle Reflexion beziehungsweise Durchdringung des Glaubens gehen miteinander einher. Intellektuelle Hohenflüge werden dadurch immer wieder auch mit spirituellen Landungen und Erdungen verbunden, so dass es zur Vernetzung der intellektuellen und existenziellen Begegnung kommen kann.

Das Luftbild zeigt gleichsam die vernetzte Struktur der Institutionen Sankt Georgens, allerdings bei weitem nicht die lokale, nationale und auch die internationale Vernetzung der jeweiligen Institutionen. Die internationale Vernetzung gilt in zweierlei Richtungen, zum einen durch die verschiedenen Gesprächs- und Kooperationspartner als zum anderen durch die Internationalität der Studierenden, die Sankt Georgen als Ort der Weltkirche prägen und profilieren. Die Hochschule etwa ist als philosophischer und theologischer Thinktank mit zahlreichen Hochschulen weltweit im wissenschaftlichen Austausch sowohl über die jeweiligen FachvertreterInnen als auch über die Netzwerke des Jesuitenordens (Kircher-Netzwerk). Die weltweiten Verbindungen des Jesuitenordens sind mit der internationalen Vernetzung unserer kirchlichen Ordenshochschule verwoben. Es bestehen Partnerschaften zum Beispiel zu Hochschulen in Paris, Madrid, Dublin, Rom, Granada, Salamanca, Mexiko, Innsbruck, Prag. Die lokale Vernetzung zeigt sich unter anderem in der Kooperation mit dem Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt und exemplarisch im von nächstem Wintersemester an startenden gemeinsamen dualen Masterstudiengang „Sozialethik im Gesundheitswesen", der Studierende aus Sankt Georgen und der Goethe-Universität auf den jeweiligen anderen Campus führen wird. Zudem pflegt zum Beispiel der Stiftungslehrstuhl Katholische Theologie im Angesicht des Islam Beziehungen zur Islamischen Theologie an der Goethe-Universität als auch an der Humboldt-Universität Berlin. Unsere Studierenden bilden eine überdiözesane und internationale, weltkirchliche Studiengemeinschaft und Frankfurt bietet als säkular und profan geprägte Metropole verschiedenste Kontexte interreligiöser und interkultureller Begegnung und damit zahlreiche Gesprächspartner für den interreligiösen Dialog. Papst Franziskus formuliert in der Apostolischen Konstitution Veritatis Gaudium als eine Aufgabe der theologischen Fakultäten „intellektuelle Instrumente zu entwickeln, die sich als Paradigmen eines Handelns und Denkens erweisen, die für die Verkündigung in einer Welt, die von einem ethisch-religiösen Pluralismus geprägt ist, nützlich sind." Interkulturalität, Interreligiösität, Internationalität, Weltkirchlichkeit und Spiritualität sind Profilbausteine, die die Kooperation etwa von Philosophisch-Theologischer Hochschule, dem Institut für Weltkirche und Mission und der Christlich-Islamischen Begegnungs- und Dokumentationsstelle der Deutschen Bischofskonferenz CIBEDO, des Zentrums für Berufungspastoral und der anderen Institutionen von Sankt Georgen prägen.

„Unsere Studierenden bilden eine überdiözesane und internationale, weltkirchliche Studiengemeinschaft

Foto: Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen e.V.

Ein deutliches Ja zur Karriere nach unten

Als Missionsärztliche Schwester in der Elisabeth-Straßenambulanz

CARMEN SPECK MMS
Elisabeth-Straßenambulanz, Frankfurt

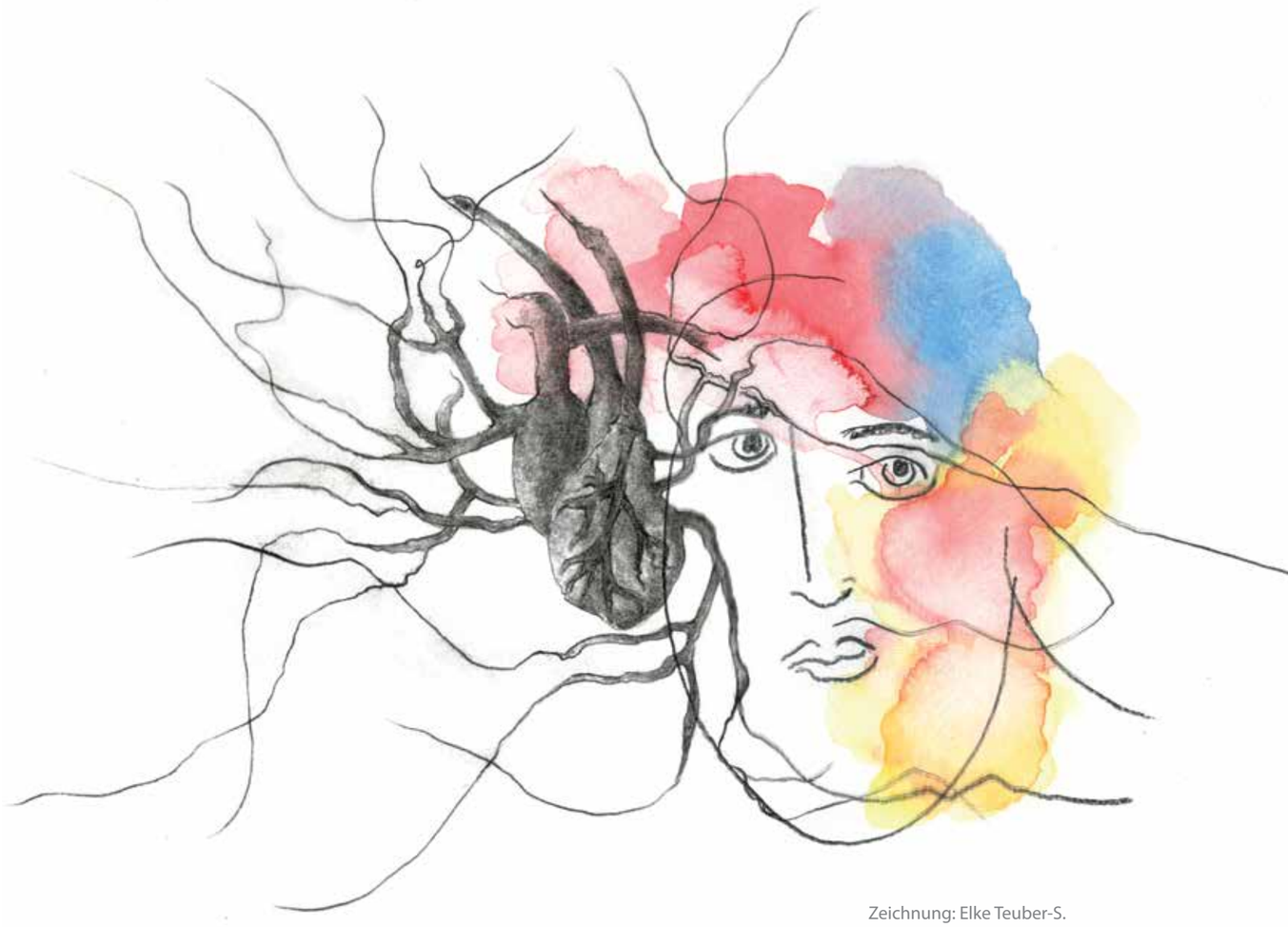
Mein Herz brennt für die wohnungs- und obdachlosen Kranken hier in Frankfurt. Nach der Arbeit gehe ich meist müde und zugleich erfüllt nach Hause. Ich lasse die Begegnungen des Tages in der Elisabeth-Straßenambulanz (ESA) der Caritas vor meinem inneren Auge Revue passieren. Fast immer ist etwas zum Schmunzeln dabei. So zum Beispiel gestern: Slavov und Ivan (Namen im Artikel sind geändert) aus Bulgarien kamen mit gebrochenen großen Zehen, auf die ihnen, im betrunkenen Zustand, der schwere Presslufthammer fiel, den sie stehlen wollten. Mit Schmerzmedikamenten und je einer Fußschiene versorgt verließen sie humpelnd an Gehstützen wie zwei ungleiche Zwillinge die Einrichtung. Zugleich gibt es da die vielen Ungerechtigkeiten, mit denen wir täglich für eine Headline in der Zeitung sorgen könnten. Ich denke an Thomasz aus Polen, der sich einen komplizierten Fußgelenksbruch zugezogen hatte. Für dessen dringliche Operation hatte wegen mangelnder Zuständigkeit niemand die Kosten übernommen! Sein Leben lang wird er unter den Folgen leiden müssen. Oder die betagte obdachlose Rita, die mir ihren Krankenhausentlassungsbrief vorlegt, in dem ich lese: „[…] aus dem Krankenhaus wieder in die ‚häusliche Umgebung' entlassen." Wen interessiert ihr Schicksal?

Die Mitte der Berufung: Ein Echo im Herzen

Mein Leben in Gelübden als Missionsärztliche Schwester (MMS) ruft mich auf, „angesichts der weltweiten skandalösen Kluft zwischen Arm und Reich, mich mit leidenschaftlichem Engagement für Gerechtigkeit einzusetzen, mich an dem Bemühen zu beteiligen, dass Ressourcen gleichmäßig verteilt und für alles Leben gerecht eingesetzt werden" (MMS, *Core Aspects of MMS Spirituality*). Als Gemeinschaft sind wir gerufen, „heilende Präsenz am Herzen einer verwundeten Welt zu leben" (*Konstitution der MMS*). Doch angesichts der vielen „himmelschreienden" Geschichten erfahre ich täglich hautnah die Grenzen unseres Tuns. So ist es mir wichtig, am Abend im Gebet gemeinsam mit den Mitschwestern die scheinbar hoffnungslosen Fälle in die Hand Gottes zu legen. Damit helfen wir uns gegenseitig, die Perspektive der Hoffnung einzunehmen, die „heilende Kraft in allem sieht, die jeden und alles ganz macht" (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*). Die Gründerin der Missionsärztlichen Schwestern, Dr. Anna Dengel, Ärztin aus Tirol, hat uns mit auf den Weg gegeben: „Die Nöte der Menschen müssen ein Echo in Euren Herzen finden! - Ihr müsst Euch den Nöten anpassen […]." Vor meiner Zeit in der ESA arbeitete ich als Physiotherapeutin im Klinikum Frankfurt Höchst. Auch hier gibt es wahrlich viele Nöte, doch das Echo in mir blieb aus. Immer wieder stellte ich mir die Frage: Wo sind die Ärmsten der Armen in dieser Stadt? Wo ist der Rand der Frankfurter Gesellschaft, zu dem mich Gott als Missionsärztliche Schwester ruft, wo ich als Physiotherapeutin „von Nutzen" sein kann?

Mein Weg zur Straßenambulanz

Die heute so erfüllende Arbeit in der Straßenambulanz war zur Zeit im Klinikum Höchst weder von mir geplant noch für mich erkennbar. Langsam und behutsam wurde ich von Gott und der Gemeinschaft begleitet und in diese Tätigkeit geführt. Auf Anfrage der Caritas wagte ich den Quereinstieg in die Sozialberatungsstelle MIA (Multinationale Informations- und Anlaufstelle für wohnungslose EU-Bürger*innen). Angestellt als Sozialhelferin ohne professionelles Rüstzeug – außer der Sprachkompetenz für die Beratung – tauchte ich ein in eine mir unbekannte und überraschenderweise beheimatende Welt. Die Menschen waren es, die Wohnungslosen, die Suchtkranken, die Analphabet*innen, die Migrant*innen. Jene hinterließen ein Echo in meinem Herzen, eröffneten einen neuen Zugang zu meiner Lebensquelle. Ein deutliches Ja zur sogenannten Karriere nach unten wuchs heran. Statt der angebotenen Schulleitung der Physiotherapieschule im Klinikum Höchst, einer fachlichen Spezialisierung oder einem weiteren Studium entschied ich mich für das Erlernen der bulgarischen Sprache. Ich wollte verstehen! Ich wollte die Not der größten



Zeichnung: Elke Teuber-S.

Gruppe der Menschen, die die MIA aufsuchen, verstehen! Ich spürte eine Sehnsucht nach einer Beziehung zu den Ärmsten dieser Stadt. Das Echo in meinem Herzen war unüberhörbar! Der Wechsel in die Straßenambulanz war nur noch ein weiterer Schritt auf meinem Weg.

Seit 2016 arbeite ich nun in der ESA, wo ich nicht nur meine Bulgarischkenntnisse, sondern auch meinen medizinischen Hintergrund als Physiotherapeutin einbringe. Im Bericht des Generalkapitels 2015 unserer Gemeinschaft heißt es: „Wir sind uns bewusst, dass unsere Antwort […] auf die drängenden Zeichen der Zeit uns in einen Prozess der gegenseitigen Verwandlung von uns selbst und der ganzen Schöpfung führen wird […]." Die Suche nach den Nöten der Zeit hat mich in einen Prozess hineingeführt, der mich näher zu den Menschen, zu Gott und mir selbst gebracht hat. So einen Weg vermochte ich alleine nicht zu denken. In der Rückschau erfüllt er mich mit Staunen, Demut und tiefer Freude.

Der Alltag in der Elisabeth-Straßenambulanz

Der Alltag in der Elisabeth-Straßenambulanz ist sehr lebendig, manchmal auch turbulent. Täglich warten viele wohnungs- und obdachlose Kranke vor unserer Einrichtung. Die 1211 Patient*innen im Jahr 2020 kamen aus mehr als siebzig Nationen. Ich habe das Gefühl, von der ganzen Welt in der Klingerstraße 8 besucht zu werden! „In einer globalen Welt mit verheerenden Spaltungen und Trennungen lebend, sind wir zur Inklusion aller Menschen, Kulturen und Religionen gerufen" (MMS, *Bericht vom Generalkapitel 2015*). In der ESA versuchen alle im Team Raum zu schaffen, damit eine neue Kultur und Gemeinschaft mit allen, die dort arbeiten und versorgt werden, entstehen kann. Das ist nicht immer einfach. Denn es gilt, meine eigenen Vorstellungen loszulassen und mich den Eigenheiten der Besucher*innen anzupassen. Nur so kann eine neue Kultur wachsen, die Gottes farbenfroher Schöpfung mit allen Verschiedenheiten spürbar ähnlicher wird. Wenn die Patient*innen im

Wartezimmer ankommen, erhalten sie ein warmes Getränk. Dann leiten wir sie „bei Bedarf“ über den „Umweg“ Pflegebad und Kleiderkammer zu den Allgemeinärzten, zur Wundversorgung, psychiatrischen Versorgung, zahnärztlichen Sprechstunde oder auch zur Physiotherapie. Die Rollen der „Gebenden“ und der „Empfangenden“, der Gastgeber und der Gäste sind scheinbar klar aufgeteilt. Doch immer wieder entdecke ich – oft unerwartet – inmitten von Gestank, verdreckten Kleidern und Taschen voller Müll das Gesicht des Auferstandenen. Ich erfahre die „göttliche Kraft der Heilung, Ganzheit und Schönheit in Situationen der Gebrochenheit, Ohnmacht und Hässlichkeit“ (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*).

Ich erinnere mich an die Geschichte der Emmausjünger. In ihrer Traurigkeit haben sie den Fremden eingeladen, als Gast bei ihnen zu bleiben. Doch beim Brechen des Brotes wird Jesus zum Gastgeber und die Jünger zu seinen Gästen, und sie erkennen plötzlich den Auferstandenen. Diese „Brotbrech-Momente“ sind in der Begegnung mit unseren Patient*innen nicht selten. Sie entstehen dann, wenn wir die uns aufsuchenden Menschen mit einem liebenden Blick anschauen. Dieser Blick braucht Raum und Zeit, um in den Notleidenden den Leidenden und ebenso den Auferstanden entdecken zu können.

Zu Gast bei den Obdachlosen

Als Ordensfrau bin ich gerufen, Gast zu sein. Als Gast empfange ich, was ich brauche – manchmal auch, was ich nicht möchte. Ich lerne viel von meinen obdachlosen Gastgebern. Sie führen mich in die Tiefe unseres Gast-Seins auf Erden. Warum führt mich die Arbeit mit wohnungslosen und obdachlosen Kranken zu einem Mehr an Leben und Lebendigkeit? Warum fühle ich mich unseren Patient*innen so verbunden? Diese Fragen begleiten mich seit der Ordensausbildung bei den MMS. Sie lassen sich nicht losgelöst vom Charisma der Gemeinschaft, von der Heilung und dem Blick auf Jesus, den verwundeten Heiler, beantworten. In der Begegnung mit den verlausten, verlumpten und oft besoffenen Obdachlosen begegne ich meinen eigenen Verwundungen, dem verwahrlosten Teil meines Selbst. Ich kann zutiefst nachempfinden, wieviel nötig ist, um aus dieser Spirale von Gefühlen der Minderwertigkeit und Hoffnungslosigkeit zu entkommen. Letztlich finde auch ich Heilung in diesen Begegnungen, werde „ganzer“ und offener für den Prozess des Wachsens in meiner eigenen Menschlichkeit. „Dies ist ein Weg, der uns in Beziehung führt zu uns selbst, den Menschen, der Schöpfung, zu Gott. Auf diesem Weg werden wir mehr diejenigen, zu denen Gott uns berufen hat – letztlich zur Einswerdung aller Menschen mit der gesamten Schöpfung in Christus und Christus in uns“ (MMS, *Our evolving Understanding of Spirituality and Mission*). Mein Wunsch ist es, auf diesem Weg weiter zu gehen. Dabei lasse ich mich vom Geist Jesu auch an die Orte meiner eigenen Vulnerabilität führen. Dort versuche ich zu bleiben und auszuhalten, in der hoffenden Gewissheit, genau hier auch auf Gottes Liebe und sein unbedingtes Ja zu mir zu stoßen.

Mit meinem Ja zu meiner Begrenztheit kann ich Gottes unbedingtes Ja zu mir erfahren. Dabei denke ich an die vielen schwer psychisch kranken, „verrückten“ und meist zufriedenen Patient*innen. Sie wissen, dass Gott sie liebt, in aller Krankheit und Verrücktheit. In dieser Hinsicht sind sie mir meilenweit voraus!

Bitte einmal ausfüllen!

Sonja Karl, Sekretärin des Rektors,
stellt sich dem Fragenkatalog des GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück ... Milchkaffee und am Wochenende Guacamole!

Mit 16 Jahren wollte ich ... Meeresbiologin werden und in Paris leben

Christin sein ist für mich ... die perfekte Anleitung für ein gelassenes und glücklicheres Leben. Amen.

Zurzeit lese ich ... „Things fall apart“ von Chinua Achebe

Andere schätzen an mir ... Humor, Großzügigkeit und mein Löwenherz. Ansonsten bitte die anderen fragen ...

Mein*e Lieblingsphilosoph*in/-theologe*in ... SIMONE DE BEAUVOIR

Wenn ich Päpstin wäre ... ehrlich? Ich würde alle Männer im Vatikan gegen Frauen austauschen. So ab 4000 a.d. dürfte dann wieder diskutiert werden, ob man es nicht besser zusammen versuchen will.

Geld macht mich ... nicht glücklich, aber schon gut, wenn man welches hat.

Drei interessante Wörter: NATÜRLICH, GEISTREICH + LEIDENSCHAFT

Kürzlich habe ich mich gefreut über ... ooh, Corona, Corona: einen Impftermin

Ich vergesse die Zeit, wenn ich ... auf Reisen bin (und beim Extrem-Googlen ↘ und beim Unkrautjäten)

Sankt Georgen ist für mich ... ein sehr besonderer Ort

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... sich von der geballten Intelligenz hier beflügeln zu lassen. Genießen Sie Ihr Leben!

Jeder Mensch ist berufen

Über das Buch *Hören, wer ich sein kann* von Christoph Theobald

Das besondere Buch

KAI WEIß
Zukunftswerkstatt Sankt Georgen

Wer einem Schulabschluss näher rückt, wird sich früher oder später die Frage stellen: Welchen Beruf will ich erlernen? In welcher Branche will ich für die nächsten Jahre, vielleicht sogar die nächsten Jahrzehnte oder mein ganzes Leben arbeiten? Will ich etwas „Sinnvolles“ machen? Vielleicht Naturwissenschaften oder etwas Technologisches? Oder doch etwas ganz anderes? Diese Frage wird sich im Laufe des Lebens stetig wiederholen, bei manchen öfter als bei anderen. In einer Zeit, in der sich viele Menschen durch ihren Job definieren, ist der Beruf nicht nur Ankerpunkt der Selbstdefinition und -erfüllung. Er ist auch Statussymbol, Einkommensquelle und Türöffner (oder -schließer). Daran ist an sich nichts verkehrt, ist es doch verständlich, wenn nicht gar lobenswert, dass man versucht, ein Ziel für sein Leben festzusetzen und danach zu streben. Doch was wäre, wenn der Beruf nicht alles ist? Was wäre, wenn jeder Mensch eine Berufung hätte? Und wenn es nicht um irgendeine Berufung ginge, sondern jeder Mensch von Gott berufen wäre? Wie könnten wir herausfinden, was diese Berufung ist, die Gott für uns vorgesehen hat?

Genau um diese Fragen geht es in *Hören, wer ich sein kann*, einem 198 Seiten starken Buch von Christoph Theobald SJ, der als Professor für Systematische Theologie in Paris lehrt. Wen gleich die Ermüdung überkommt, wenn er oder sie „Systematische Theologie“ hört, sei beruhigt: Es ist ein praktisches Buch, eine Anleitung, wie man die Stimme Gottes hören kann in einer immer lauter (und säkularer) werdenden Welt, in der es immer „merkwürdiger“ wird, auf Gott zu vertrauen und zu versuchen, Seinen Willen zu erfüllen.

Doch gerade das sollte das Ziel von uns allen sein, das Streben nach Heiligkeit ist schließlich das Wichtigste, das wir auf Erden verfolgen können: Bedeutet es doch, Jesus nachzuahmen und nachzufolgen, wahrhaftig Kinder Gottes zu werden. Wir denken beim Stichwort „Berufung“ schnell an die unterschiedlichen Wege, dies zu erreichen: Das geistliche Leben in einer Gemeinschaft oder in der Pfarrei, also als Priester oder Ordensmitglied, als Ehepartner*in oder als in Gottes Gnade lebender Single. Doch wäre es falsch und übereilt, sofort diesen Schritt zu gehen, wenn wir dadurch den ersten – die Berufung zur Heiligkeit – aus dem Auge verlieren.

Dieser zweite Schritt, das konkrete Wohin, ist währenddessen subjektiv zu erleben. Jeder Mensch hat seinen eigenen Weg zu gehen - oder wie es Papst Benedikt XVI. einmal sagte: „Es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt.“ Und auch wenn uns Gott, durch die Kirche, dabei strukturierte und systematischere Optionen geschenkt hat, so ist nicht die eine Option besser als die andere. Jede Berufung, wenn richtig erkannt und gewählt, ist gleich gut, weil Gott sie für jeden und jede von uns so vorgesehen hat.

Wie finden wir nun heraus, was unsere Berufung ist? Wie können wir, wie kann ich, hören, wer ich sein kann – beziehungsweise was Gott denkt, wer ich sein kann? Theobald steigt mit der bekannten Geschichte des Samuel und Eli ein (1 Sam 3): Samuel wird von Gott gerufen, doch er erkennt dies nicht. Stattdessen geht er drei Mal zu seinem Mentor Eli, weil er denkt, Eli habe ihn gerufen. Doch auch dieser versteht erst nach einiger Verwirrung, was mit Samuel geschieht: dass es Gott selbst ist, der Samuel ruft. So sagt Eli zu Samuel, er solle zurück zu Bett gehen, und rät ihm, das nächste Mal, wenn er den Ruf hört, offen für Gott zu sein. Und so, beim vierten Mal, spricht Samuel: „Rede, Herr; denn dein Diener hört.“

Theobalds Ausführungen bauen auf dieser Erzählung auf, indem sie an ihr zwei entscheidende Konzepte darstellen: Die des Ver-hörens und die des Über-setzens. Samuel, konfrontiert mit dem Ruf Gottes, erkennt Gott zuerst überhaupt nicht. Er „verhört“ sich und identifiziert irrtümlich Eli mit dem Rufenden. Samuel braucht gleich eine doppelte Hilfe: Jemanden, der ihm hilft, die Stimme als Gottes Stimme zu identifizieren. Und jemanden, der ihm dabei zur Seite steht zu verstehen, was ihm Gottes Stimme sagen will. Der ihm also hilft, auf den gottgegebenen Weg zu über-setzen. Erst dann ver-hört sich Samuel nicht mehr. Er hört die Stimme Gottes. In der Stille und in der Gegenwart Gottes vertraut er sich ihm ganz an: „Dein Diener hört.“

Es ist eine Geschichte vollgepackt mit Ratschlägen für uns selbst und unsere Beziehung zu Gott. Wir brauchen alle unsere Elis, unsere geistlichen Helfer*innen und Begleiter*innen, die uns dabei helfen, die Stimme und Pläne Gottes zu erkennen. Sie mögen von der Kirche selbst sein, sie mögen Teil und Freund*innen unserer Gemeinden sein: Theobald plädiert energisch dafür, dass jeder, vom Priester bis zum Laien, aufeinander achtgibt und sich gegenseitig hilft, die Rufe zu erkennen, für die jedes Individuum bestimmt ist. Manchmal mag es schwerfallen, die richtigen Personen zu finden. Jedoch sind geistliche Begleiter*innen von essenzieller Bedeutung. Sie machen für Theobald eine gesunde Kirchengemeinschaft aus.

Wenn es um das Hören geht, so brauchen wir wie Samuel auch die Stille. Die Stille bei uns zu Hause, die Stille nach der Eucharistie oder vor dem Allerheiligsten Sakrament, wenn wir Jesus so eng verbunden sind. Wir brauchen die Stille, denn nur dann können wir Gott wirklich hören. Und ebenso fundamental wichtig ist: Wir müssen bereit sein zu hören. Wir müssen offen sein für den Ruf Gottes. Es ist möglich, dass uns das erst einmal Angst bereitet: Was ist, wenn Gott etwas von uns will, das uns nicht in den Kram passt? Doch sollten wir erkennen, dass Gott uns liebt und nur unser Bestes will. „Fürchte Dich nicht“, sagte der Erzengel Gabriel zur Gottesmutter (Lk 1,30).

Jede*r Einzelne*r kann mit Offenheit dem Ruf antworten, um so eine intensivere Beziehung zu Jesus eingehen zu können. Gott liebt uns bedingungslos. So können auch wir Ihn bedingungslos lieben und uns Ihm anvertrauen. Samuel zeigt, wie es geht: Er sagt: „Dein Diener hört“, nicht: „Dein Diener hört, wenn …“. Die Gottesmutter sagt: „Mir geschehe, wie du es gesagt hast“, nicht: „Mir geschehe, wie du es gesagt hast, wenn …“. Und als Jesus die zukünftigen Apostel rief: „Kommt her, mir nach“ (Mt 4,19), so verhandelten sie nicht zuerst, unter welchen Bedingungen sie ihm nachfolgen.

Christoph Theobalds Buch ist voll von Beispielen, wie uns das Hören von Gottes Stimme leichter fallen kann. Samuel und Eli haben nur einen ersten Vorgeschmack gegeben. Das Buch ist eine Anleitung für diejenigen, die mehr wollen: Mehr von Gott, mehr Zuwendung zu Gott. Es ist aber auch ein Buch für alle, die Schwierigkeiten haben zu erkennen, wohin die Reise gehen soll. Doch vor allem vermittelt es die wundervolle und herzerfüllende Erkenntnis, dass wir alle ge- und berufen sind von Gott. Er liebt uns und Er will uns helfen, ein heiliges Leben durch die Verkündigung des Evangeliums zu führen. Die Frage, die wir uns stellen sollten, ist nur: Wollen wir hören, was Er zu sagen hat? Wollen wir Seine Hilfe annehmen? Wollen wir wahrhaftig Seine Kinder werden?

Christoph Theobald, Hören wer ich sein kann. Einübungen.
Ostfildern: Verlagsgruppe Patmos, 3. Aufl. 2019.

Wie setze ich meine Prioritäten?

JULIANE ECKSTEIN
Wissenschaftliche Mitarbeiterin Sankt Georgen

Stimmen aus Sankt Georgen

Schon immer wollte ich viele Dinge tun – am liebsten gleichzeitig. Daher sang mir meine Mutter von Zeit zu Zeit das Lied „Ganz einfach" von Gerhard Schöne vor. Darin geht es um einen gestressten Großstadtmann, der nur kurz auf Heimaturlaub ist. Hastig fragt er seinen Vater, woher dieser seine innere Ruhe nehme. Dieser antwortet:

Wenn ich schlafe, schlafe ich.
Wenn ich aufsteh', steh' ich auf.
Wenn ich gehe, gehe ich.
Wenn ich esse, ess' ich.
Wenn ich schaffe, schaffe ich.
Wenn ich plane, plane ich.
Wenn ich spreche, spreche ich.
Wenn ich höre, hör' ich.

Der Sohn beschwert sich über die nichtsagende Antwort und meint, dass er genau das doch tue. Der Alte widerspricht:

Wenn du schläfst, stehst du schon auf.
Wenn du aufstehst, gehst du schon.
Wenn du gehst, isst du schon,
Wenn du isst, dann schaffst du.
Wenn du schaffst, dann planst du schon.
Wenn du planst, dann sprichst du schon.
Wenn du sprichst, dann hörst du schon.
Wenn du hörst, dann schläfst du.

Wie das so ist, wenn Eltern ihren Kindern etwas Kluges mit auf den Weg geben – es hat mich ungeheuer genervt. Ich musste zehn Jahre mit Mehrfachbelastung verbringen, bis ich diese Weisheit zu schätzen gelernt habe. Denn es stimmt: Wenn ich Prioritäten setze und eine Aufgabe nach der anderen erledige, komme ich zu besseren Ergebnissen und fühle mich dreifach gut: Weil ich etwas Sinnvolles geschafft habe, weil ich nicht gestresst bin und weil ich in der Zwischenzeit keinen Twitterkrieg begonnen habe.

Aber woher wissen, was in welcher Reihenfolge tun? Wofür muss Zeit sein und was gehört in die Kategorie „wäre schön, wird nur leider nichts"? Als ich von der Georg-Redaktion die Anfrage zu diesem Beitrag erhielt, war meine erste Reaktion: Das trifft voll ins unangenehm Schwarze. Ob in hochschuldidaktischer Weiterbildung, Supervision oder in meiner Mittelbau-Intervisionsgruppe: Diese Fragestellung ist ständig präsent. Im Folgenden werfe ich ein paar Schlaglichter auf das, was ich zusammen mit Kolleg:innen und einer Supervisorin herausgefunden habe.

Es gibt Dinge, die drängen sich von selbst auf. Manches hat einen festen Abgabetermin, wie dieser Beitrag für den Georg. Auf manches warten Menschen, die auf meine Arbeit zählen oder gar von ihr abhängig sind: Studierende auf meine Rückmeldungen, meine Vorgesetzte auf ein Buchregister oder mein Kollege auf einen Haken in der Doodle-Umfrage.

Anderes macht einfach Spaß. Dopamin ist die schönste Droge der Welt und wirkt, wenn ich einen schmissigen Beitrag für ein Online-Portal schreibe und danach direkte Rückmeldungen erhalte. Der kleine blaue Kreis auf Twitter ist extra dafür geschaffen, mich high zu machen. Jedes Mal, wenn er aufpoppt und mir zeigt, wie viele Antworten und Likes meine Posts erhalten, bekomme ich einen Dopaminrausch. Da kann keine Dissertation mithalten.

Und damit sind wir bei der Crux: Meine eigentliche Priorität sind doch meine Qualifikation, meine Veröffentlichungen, meine Drittmittelanträge. Wenn ich das nicht schaffe, ist meine akademische Laufbahn bald vorbei, nämlich mit Ablauf meines befristeten Vertrags. Wie aber schaffe ich es, meine Prioritäten klar zu haben, wenn mir dafür niemand täglich den Daumen nach oben zeigt? Hilfreich sind dafür: Termine, andere Menschen, die diese Termine kennen, und eine Nervensäge. Als ich keine Lust mehr hatte, mich weiter mit der Veröffentlichung meiner Dissertation zu beschäftigen, half mir meine Nachbarin mit ihrem gellenden: „Bist du iiiiiiimmer noch nicht fertig? Ich will doch mit dir anstoßen!".

Portraits: Hannah Falkenstein

CHRISTIAN JAGER
Student Magister Theologie

Mit Zeitplänen habe ich gemischte Erfahrungen gemacht. Einerseits kann ein solcher sehr hilfreich sein, wenn er vor der Nase hängt oder auf dem Startbildschirm des Computers steht. Ich trage mir auch einzelne Etappenziele in den Online-Kalender ein – mit penetranten Erinnerungsfunktionen. Andererseits gab es gerade im vergangenen Jahr zahlreiche Ereignisse, die meine Pläne schneller zunichte machten als ich sie erstellt hatte – הבל הבלים würde Kohelet sagen – Windhauch, Windhauch.

Und damit komme ich zu einer weiteren Lektion, die mich die vergangenen Jahre gelehrt haben: Am zweitwichtigsten ist Gesundheit – oder in biblischer Begrifflichkeit der שלום (Schālōm), das umfassende Wohlergehen an Leib und Seele. Mehrere Menschen in meiner beruflichen wie privaten Umgebung erlitten Burnouts. Bei allen hehren Zielen: Niemandem ist geholfen, wenn ich zusammenbreche und zwei Jahre lang krank geschrieben bin. Daher geht es mir inzwischen stärker als je darum, was ich tue, mit ganzem Herzen zu tun, eines nach dem anderen. Dann sind auch Phasen der Erholung richtig und wichtig. Mit dem Lied vom Anfang lautet mein Motto nun:

Wenn ich schreibe, schreibe ich
wenn ich korrigiere, korrigiere ich,
wenn ich emaile, emaile ich,
wenn ich lese, lese ich.
Wenn ich Kinder betreue, betreue ich Kinder,
wenn ich spazieren gehe, spaziere ich,
wenn ich telefoniere, telefoniere ich,
wenn ich bete, bete ich.

Die letzte Zeile wiederum verweist auf die letzte und wichtigste Lektion: Die oberste Priorität haben nicht die vielen Aufgaben, die nach meiner Aufmerksamkeit haschen, die oberste Priorität hat auch nicht die Berufungskommission, vor der ich irgendwann einmal sitze. Die oberste Priorität hat die himmlische Berufungskommission.
Soli Deo Prioritas.

„Du kannst nicht auf zwei Hochzeiten tanzen!" Gut, auf einer Hochzeit war ich schon lange nicht mehr, und meine Tanzfähigkeiten halten sich auch eher in Grenzen. Aber trotzdem bringt dieses Sprichwort auf den Punkt, dass es nötig ist, Prioritäten zu setzen.

Diese Prioritäten braucht es meines Erachtens auf fast allen Ebenen: im Alltag, in der Freizeit und auch im Studium. Die Pandemie hat mich vor die Herausforderung gestellt, Prioritäten zu setzen, welche Menschen ich treffe und welche Orte ich wirklich besuchen will. Worauf kann ich leichter verzichten, was ist mir wichtiger? Und woran mache ich das eigentlich fest?

Ich setze Prioritäten anhand der mir zur Verfügung stehenden Zeit und Energie, die ich habe. Die ist nämlich auch begrenzt. Ich bin niemand, der sich gerne zu viel vornimmt und dann nur die Hälfte erledigt. Was ich mir vornehme, das möchte ich dann auch erledigen.

Im Studium tue ich auch gut daran, Prioritäten zu setzen. Welche Veranstaltung braucht besonders viel Vorbereitung, welches Fach interessiert mich besonders und bei welcher Veranstaltung habe ich eher das Gefühl, sie „absitzen" zu müssen? Das zeigt sich im Studium jedoch meist erst mit der Zeit, habe ich für mich festgestellt. Ich weiß mittlerweile, für welches Fach ich etwas mehr Zeit einplanen, oder wo ich mich nochmal ordentlich dahinterklemmen muss, um überhaupt irgendetwas zu verstehen geschweige denn etwas nachhaltig zu verinnerlichen. Die Veranstaltungen, die mir leichter von der Hand gehen, zeigen sich dann auch mit der Zeit. Sie sind die kleinen Momente im Studienalltag, ohne die es auch nicht geht, die für etwas Entlastung sorgen.

Mit Blick auf die Diskussionen in der christlichen Welt gilt es meines Erachtens auch Prioritäten zu setzen. Welche Themen sind jetzt wirklich wichtig? Worauf kommt es an? Was gilt es jetzt zu tun und zu sagen?

Mir fällt es da manchmal schwer, mich zu entscheiden oder einzuschätzen, was die Dinge sind, die Priorität genießen sollten. Aber in den letzten Jahren habe ich da ein paar Indikatoren kennengelernt, die mir helfen, Prioritäten in meinem Leben zu setzen, die

mir helfen, mich für eine Hochzeit im übertragenen Sinne zu entscheiden.

Erstens die Frage, ob ich das Gefühl habe, dabei produktiv zu sein. Produktivität verstehe ich nicht als bloße Aktivität oder, dass ich tatsächlich Texte oder etwas anderes Materielles produziert haben müsste. Produktiv sein bedeutet für mich auch, dass ich etwas tue, was mir und anderen Spaß macht und ich mich gut dabei fühle. Ich schaue darauf zurück und kann sagen, dass es sich wirklich gelohnt hat. Ich muss dazu im Nachhinein nicht unbedingt etwas in der Hand halten.

Zweitens die Frage, ob es mich und andere näher zu Gott bringt. Ja, ich weiß, das klingt jetzt fromm und vielleicht auch etwas abgedroschen, aber ich glaube, dass es eine der besten Argumente für Prioritäten sein kann. In meiner Zeit hier in Sankt Georgen ist mir das

*„Es braucht Zeit und Geduld,
bis sich die richtige Entscheidung zeigt.“*

„Prinzip und Fundament“ aus dem Exerzitienbuch des Heiligen Ignatius von Loyola (*Geistliche Übungen* 23) schon mehrmals begegnet. So wie ich es verstanden habe, sollen wir in unserem Leben alle Entscheidungen so treffen, dass wir Gott näherkommen und wir ihm noch mehr zum Durchbruch verhelfen können. Das soll das Ziel alles menschlichen Handelns sein. Dabei sollen wir uns von allen Tendenzen und persönlichen Präferenzen lösen, sie sollen keine Rolle bei der Setzung von Prioritäten spielen.

Diese beiden Maßstäbe versuche ich bei Entscheidungen anzulegen, um mit Blick auf meine Zeit und meine Energie Prioritäten bei meinem Handeln zu setzen. Produktivität und das Durchbrechen Gottes in das Leben sind für mich zwei Punkte geworden, die ich mir oft vor Augen halte, wenn ich eine Entscheidung treffen muss, welche Prioritäten ich setze. Möchte ich mich in einem Bereich engagieren? Möchte ich eine neue Aufgabe übernehmen? Ist es vielleicht Zeit, eine andere abzugeben? Möchte ich jetzt wirklich in diese (kirchenpolitische) Diskussion einsteigen? Hat das tatsächlich eine Perspektive? Kann ich Gott damit zum größeren Durchbruch verhelfen?

Manchmal lautet die Antwort: „JA! Unbedingt.“ Manchmal ist es auch nur ein: „Nein, eher nicht.“ Ich denke, dass es eine Abwägungssache ist, wie ich die Prioritäten eben in Anbetracht meiner Maßstäbe setze und interpretiere. Leider widersprechen sich diese beiden Maßstäbe in meinen Priorisierungsprozessen manchmal auch auf den ersten Blick. Aber da braucht es Zeit und Geduld, bis sich die richtige Entscheidung zeigt.

Um es mit den Worten vom Anfang zu sagen und in diesem Bild zu bleiben: Ich kann nicht auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig tanzen, ich muss mich für eine entscheiden, Prioritäten setzen. Aber auf dieser Hochzeit, auf der ich bin, da will ich es dann auch richtig krachen lassen.

MIRJAM SCHLIEPHAK
Studentin Magister Theologie

Als ich gefragt wurde, ob ich etwas darüber schreiben könnte, wie ich meine Prioritäten im Studium setze, musste ich etwas schmunzeln: Ich soll etwas dazu sagen, wie man seine Prioritäten im Studium setzt? Ich, die eigentlich immer die falschen Prioritäten setzt?

Aber was sind die falschen Prioritäten? Ist es falsch, sich nicht den Text anzuschauen, den man zur Vorbereitung auf eine Vorlesung durcharbeiten wollte, sondern stattdessen ein längst überfälliges Telefonat mit einer Freundin zu führen? Ist es eine falsche Priorität, wenn ich die Mittagspause lieber dazu nutze, mich mit meinen Kommiliton*innen über die unterschiedlichsten kirchenpolitischen Themen auszutauschen oder einfach mal zu quatschen, anstatt mir die Griechisch-Vokabeln anzusehen?

Zumindest hatte ich immer den Eindruck, dass ich mir die falschen Prioritäten setzen würde. Aber stimmt das überhaupt? Prioritäten sind doch etwas ganz Intimes und Privates und damit auch für jeden unterschiedlich. Wenn man diesen Gedankengang fortführt, dann dürften doch eigentlich keine Prioritäten die falschen sein, sondern nur eine Priorität, die andere in ihrer eigenen Situation vielleicht nicht nachvollziehen können. Im Duden wird Priorität wie folgt definiert:

„Priorität, die; höherer Rang, größere Bedeutung; Vorrang, Vorrangigkeit; Rangfolge; Stellenwert, den etwas innerhalb einer Rangfolge einnimmt“.

Diese Definition des Begriffes zeigt, dass sich Prioritäten in verschiedene, ganz individuelle Kategorien einteilen lassen. Beginne ich mit der Aufgabe, die ich als erstes abgeben muss oder mit der, die mir Spaß macht?

Um in meinem Studium strukturierter arbeiten zu können, habe ich mir angewöhnt, mir morgens bei meinem ersten Kaffee eine To-Do-Liste für den Tag zu schreiben. So kann auch ich, die sich anscheinend immer falsche Prioritäten setzt, keine Sache aus den Augen verlieren. Beim Erstellen überlege ich mir zuerst: Was steht heute an Terminen an? Danach: Was muss ich heute für mein Studium machen? Und zuletzt: Was würde ich sonst noch gerne schaffen?

Als ich mich nun mit der Anfrage beschäftigt habe, ist mir bewusst geworden, dass ich eigentlich kaum positive Dinge auf der Liste stehen habe. Dinge, auf die ich mich an meinem Tag freuen kann. Aber warum ist das so? Warum schreibe ich morgens nicht mal auf meine Zettel: „Oma anrufen“, „spazieren gehen“, „lesen“, „den Gottesdienst besuchen“ oder einfach: „Was kann ich heute für mich tun?“ Ist das nicht auch eine falsche Prioritätensetzung? Das sagte auch schon Ignatius von Loyola:

„Reserviere eine bestimmte Zeit für dich selbst und halte dich ruhigen Gemüts in Erfolg und Mißerfolg, frei von Unruhe und Verwirrung, sowohl bei frohen als bei traurigen Anlässen.“

Wenn ich mich mit meinem Vater über die richtige Prioritätensetzung unterhalte, verweist er immer wieder auf das Buch Kohelet. In Vers drei heißt es da: „Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit“ (Koh 3,1). Und ich denke, gerade diese Stelle dürfen wir bei unserer Prioritätensetzung nicht außer Acht lassen. Alles hat seine Zeit. Für alle Dinge, die mir wichtig sind, gibt es einen passenden Moment. Wann die richtige Zeit dafür ist, ist sicher nicht ganz einfach zu erkennen. Aber wer die ganze Zeit nur arbeitet und sich keine Zeit für menschliche Begegnungen nimmt, verliert womöglich irgendwann den Bezug zur Realität, zu unserer Gesellschaft oder auch zu sich selbst. Besonders in der jetzigen Zeit ist es wichtig, soziale Kontakte zu pflegen und sich mit anderen Menschen über das persönliche Befinden auszutauschen. Und auch unsere Beziehung zu Gott darf nicht darunter leiden, wenn wir mal im Stress sind. Denn wie sollen wir die Kraft haben, unsere Aufgaben bewältigen zu können, wenn wir uns keine Zeit für das Gebet nehmen? Und so wichtig es auch ist, sich Prioritäten zu setzen und eine To-Do-Liste zu erstellen, um in unserem Studium oder dem Job erfolgreich zu sein, dürfen die schönen und wohltuenden Dinge auf dieser Liste keinesfalls fehlen.

„Frei zu sein und etwas Neues zu beginnen, war das Gleiche. [...] Diese geheimnisvolle menschliche Gabe, die Fähigkeit, etwas Neues anzufangen, hat offenkundig etwas damit zu tun, dass jeder von uns durch die Geburt als Neuankömmling in die Welt trat. Mit anderen Worten: Wir können etwas beginnen, weil wir Anfänge und damit Anfänger sind."

Hannah Arendt

„Es gibt eine grundlegende Passivität der menschlichen Existenz, die von niemandem gestaltet wird, die existenzielle Verbundenheit weist in ihrem Kern auf eine Passivität, an der alle Menschen Anteil haben. Das unendlich komplexe, geschichtlich gewachsene Netz aller zwischenmenschlichen Beziehungen mag ein Hinweis auf das sein, was niemand geplant hat und doch alle betrifft. […] Niemand ist in der Lage, die menschliche Geschichte ab ovo, also wieder von einem Startpunkt aus ganz von vorne beginnen zu lassen."

Frank Vogelsang

Foto: pixabay.com

Kirche in Kuba

Zwischen Konformismus und Prophetie

INGMAR VÁZQUEZ GARCÍA SJ
Magister Theologie Sankt Georgen

Nach 62 Jahren kubanischer Revolution ist die wirtschaftliche und soziale Lage der größten der Antilleninseln schlechter als sonst. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist Kuba in eine ökonomische Krise gefallen, von der sich das Land niemals ganz erholen konnte. Als Hugo Chávez 1999 in Venezuela zur Macht kam und Kuba billiges venezolanisches Öl auszuliefern begann, bedeutete diese Erleichterung der Lage auf keinen Fall einen Ausweg aus der Krise: Die fortschreitende Verschlechterung der Lebensbedingungen verlangsamte sich, aber keine dieser Maßnahmen konnte das gescheiterte ökonomische Modell wiederbeleben. In den vergangenen Jahren hat sich trotzdem eine fragile Zivilgesellschaft entwickelt, in der vor allem Künstler und Intellektuelle Meinungsfreiheit und Demokratie fordern. Diese Forderungen werden vor allem in den sozialen Medien erhoben, obwohl in den vergangenen Monaten auch kleine Manifestationen auf der Straße stattgefunden haben. Diese Entwicklungen haben die Regierung beunruhigt, so dass diese Milieus umso mehr unterdrückt werden.

Jetzt, da in Kuba die Spitze der Macht zum ersten Mal in der Revolution nicht von einem Castro besetzt worden ist, lohnt es sich, einen Blick auf die Rolle der katholischen Kirche in diesen „neuen" Umständen zu werfen.

Die katholische Kirche ist die einzige Institution in Kuba, die eine von der Regierung unabhängige Größe darstellt. Die Regierung schwankte bezüglich der Katholischen Kirche immer zwischen Unterdrückung und Misstrauen. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Blocks haben viele Kubaner ihren Weg zurück zur Kirche gefunden. Dies wurde von der Regierung nicht bekämpft. Die Gründe waren pragmatisch: Die kubanischen Autoritäten wollten ein „offeneres" und „demokratischeres" Image vor der Welt zeigen und die Ideologie, obwohl offiziell noch marxistisch, war zu einer Art Nationalismus geworden.

Das größte kirchliche Ereignis dieser Etappe war zweifelsohne der Besuch Johannes Pauls II. in Kuba 1998. Zum ersten Mal wurden Gottesdienste im staatlichen Fernsehen übertragen, Weihnachten wurde zum nationalen Feiertag. Die kirchliche „Politik" gegenüber der Regierung wurde von diesem Moment an unter dem Stichwort „Dialog" geführt. Ein Meilenstein dieses „Dialogs" war die Vermittlung von Kardinal Jaime Ortega 2010, durch die 75 politische Häftlinge freigelassen wurden. Auch die Vermittlung zur Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Kuba von 2015 war ein großer Schritt. Aber diese Vermittlungstätigkeiten der Kirche zeigen auch eine große Ambiguität. Letztendlich erwies sich, dass der sogenannte „Dialog" nur ein von der Regierung geführter Monolog ist, bei dem die Kirche nur bekommt, was die Regierung ohne irgendeinen Machtverlust zu geben bereit ist. Man kann nicht erkennen, dass die Kirche viele öffentliche Räume gewonnen hätte.

Schauen wir auf ein Beispiel, um diese Ambiguität zu erhellen: Die 75 politischen Häftlinge, von denen oben die Rede war, waren in der Mehrheit unabhängige Journalisten, die 2003 ins Gefängnis geworfen worden waren. Die Anklage war: „Söldner des Imperiums", das heißt der Vereinigten Staaten, gewesen zu sein. Die Vermittlung der Kirche bestand in diesem Fall darin, dass die Häftlinge freigelassen wurden. Aber die Bedingung, die die Regierung dafür festgelegt hatte, war die Auswanderung dieser unangenehmen politischen Akteure. Die Kirche verhandelte damals mit Spanien, sodass die Freigelassenen dort als Flüchtlinge aufgenommen wurden. Die Kirche hatte sicherlich einen Beitrag zur Freilassung dieser ungerecht gefangenen genommenen Personen geleistet, aber der Preis dafür war die Auswanderung wichtiger politischer Akteure der Opposition.

Was hat die Kirche mit alledem gewonnen? Außer ein paar Kleinigkeiten, wie zum Beispiel einem neuen Feiertag seit 2012 (dem Karfreitag) oder einige Sendungen im öffentlichen Radio an wichtigen kirchlichen Feiertagen, besteht der Gewinn der Kirche vor allem in einem von der Regierung gebilligten Sonderstatus. Die Kirche besitzt dadurch eine gewisse Freiheit innerhalb der Mauern der Pfarreien. Die Priester können sich dort ihren seelsorglichen Tätigkeiten ungestört widmen. Es gibt keinen öffentlichen Druck auf die Gläubigen mehr, den Glauben zu verlassen, wie es noch bis in die Achtzigerjahre üblich war. Es gibt auch keine Diskriminierung mehr aufgrund des Glaubens. Aber die Kirche darf keineswegs Tätigkeiten übernehmen, die die Regierung als ihre eigenen betrachtet: Weder Schulen noch Krankenhäuser noch öffentliche soziale Arbeit. Zudem dürfen die Seelsorger keine öffentlichen Äußerungen gegen die Regierung machen. Wenn ein Priester die Ungerechtigkeiten der Regierung öffentlich kritisiert, bekommt sein Bischof Druck von der Regierung, damit sich dieses Verhalten nicht wiederholt: Die Kirche solle sich nicht in die Politik einmischen, so das Argument. Sie solle sich nur mit der jenseitigen Erlösung ihrer Gläubigen beschäftigen.

Zeichnung: Elke Teuber-S.

In den vergangenen Jahren gibt es einige Priester, die zusammen mit Laien versucht haben, einen neuen Diskurs innerhalb der Kirche zu beginnen. Obwohl diese Priester eine neue Stimme in der ekklesialen Landschaft darstellen, gibt es keine explizite Unterstützung seitens der Bischöfe. Der Appell dieser engagierten Christen besteht darin, mehr Gerechtigkeit für alle einzufordern, die Verfolgung und Unterdrückung der Andersdenkenden zu beenden und Räume für die Meinungsfreiheit zu ermöglichen. Zugleich sind die Laien aber bei dieser Frage geteilter Meinung. Einige wünschen sich klarere Zeichen der Kirche gegen die Regierung, andere wollen „keine Probleme haben" und werden ärgerlich, wenn die Hirten klare politische Positionen vertreten. In dieser Hinsicht ist die Kirche von derselben Spaltung wie die ganze Gesellschaft durchdrungen.

In diesem neuen Kontext erhoffen sich viele Gläubige profiliertere Stellungnahmen ihrer Bischöfe, während die letzten Pastoralbriefe, die von der Bischofskonferenz geschrieben worden sind, viele Platituden enthalten und viele Enttäuschungen herbeigeführt haben. Es ist nicht klar, ob alle Bischöfe diese vielleicht zu vorsichtige Haltung teilen. Öffentlich versuchen sie auf jeden Fall, immer als eine Einheit aufzutreten.

„Diese Spannung zwischen Konformismus und Prophetie durchdringt die heutige Kirche in Kuba".

Die kubanische Gesellschaft hat sich in den vergangenen Jahren stärker polarisiert. Dies bringt die Hierarchie in eine unangenehme Lage: Einerseits verlangen viele Sektoren in der Gesellschaft, dass die Hirten klarere Optionen gegenüber der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lage vertreten, andererseits würden klarere Positionierungen den Sonderstatus der Kirche gefährden. Diese Spannung zwischen Konformismus und Prophetie durchdringt die heutige Kirche in Kuba: Die Entscheidungen, die heute getroffen werden, werden über die Zukunft der Kirche und der Gesellschaft bestimmen. Die gute Nachricht ist die Vervielfältigung der Positionen innerhalb und außerhalb der Kirche in einer Gesellschaft, die seit Jahrzehnten verschlossen und von der Welt getrennt geblieben ist. Die Herausforderung für die Kirche ist es aber, kluge und prophetische Wege zu finden, auf denen sie weiter die Botschaft Jesu Christi unter diesen Umständen verkünden kann.

Verlorene Jugend?

JOHANNES BENEDIKT KÖHLER
Vornoviziat der Salesianer

united-nations-covid-19-response, unsplash.com

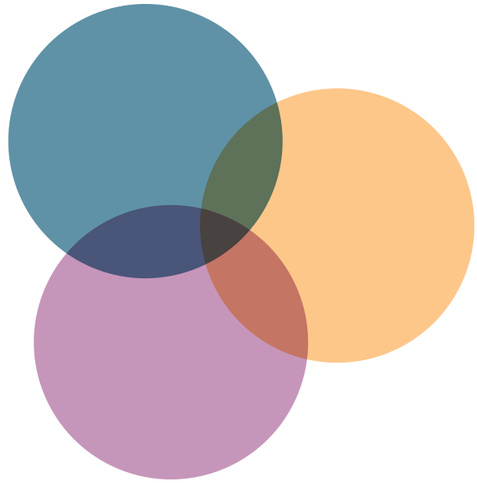
Was macht die Pandemie mit jungen Menschen? Seit ich bei den Salesianern Don Boscos im Berufsbildungswerk in Würzburg mitarbeite, spüre ich, dass die Pandemie die Generation der Jugendlichen besonders betrifft und die Frage dringlich wird: Wie wirken sich das Virus und die damit verbundenen Einschränkungen auf den einzelnen Jugendlichen aus? Das Thema Corona spielt in vielen Gesprächen mit Jugendlichen eine große Rolle. Zum Beispiel, wenn sie über sehr lange Zeit ihre Familien nicht sehen können, weil die Wohngruppen ihnen die Heimfahrt Corona-bedingt verbieten. Gesamtgesellschaftlich scheint das Thema Jugend, insbesondere das der benachteiligten Jugend, und Corona allerdings erst spät und nur vereinzelt in den Fokus des öffentlichen Interesses gekommen zu sein, zunächst vor allem bei der Frage nach dem Wie und Ob von Schulöffnungen.

Dabei stellt sich die Frage nach den Folgen der Pandemie schon weit länger. Alle jungen Menschen betrifft die Frage, was es heißt, wenn vieles von dem, was die Jugendzeit ausmacht, nicht möglich ist: Wenn die soziale Teilhabe eingeschränkt ist, wenn Begegnungen mit Gleichaltrigen beschränkt werden, wenn die Sorgen vor der Zukunft, etwa der Einstieg in die Ausbildung oder den Beruf, beherrschend werden. Was bedeutet es angesichts der – zumindest von Josef Pieper (*Über die Hoffnung*) und Papst Franziskus (*Christus vivit*) proklamierten – engen Verbindung von Jugendlichkeit und Hoffnung, wenn die Jugend die Hoffnung zu verlieren scheint?

Mittlerweile wird das Thema „Jugend und Corona“ auch wissenschaftlich untersucht, etwa in einer Studie (*JuCo_2*), welche an den Universitäten Hildesheim und Frankfurt in Kooperation mit der Universität Bielefeld verantwortet wird. Diese fragt danach, was die Pandemie für die Jugendlichen bedeutet. Viele alarmierende Befunde finden sich in dieser Studie, etwa die großen Zukunftssorgen der jungen Menschen, die nicht nur die eigenen finanziellen und beruflichen Aussichten betreffen, sondern auch den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Aber auch der Hinweis, dass die psychosozialen Folgen der ausgebremsten Selbsterkundung im Jugendalter kaum absehbar seien. Erschreckend sind auch die Befunde der *COPSY-Studie* unter Leitung des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, wonach die Rate der Kinder und Jugendlichen mit psychischen Belastungen von 18 auf 31 Prozent gestiegen ist. Diese Ergebnisse decken sich auch mit den vermehrten Berichten von Kollegen aus der Jugendhilfe über Depressionen und suizidales Verhalten von Jugendlichen.

Dennoch halten Expertinnen und Experten insgesamt fest, dass keineswegs schon beantwortet sei, „ob junge Menschen die Zeit der Corona-Pandemie als verlorene Zeit ansehen werden und ob sie sich als verlorene Jugendzeit in ihre generationale Erfahrung einschreiben wird.“ (*JuCo_2*) Tatsächlich scheinen sich viele Jugendliche auch unter Pandemie-Bedingungen ihre Räume und Möglichkeiten schaffen zu können. Das eigentliche Problem, so der Tenor auch unter den Salesianern in Würzburg, ist, dass vor allem benachteiligte Jugendliche unter der Situation leiden – die Gegensätze zwischen leistungsstarken, wohlhabenden Jugendlichen und solchen, die schulische Probleme haben und/oder aus prekären Verhältnissen stammen, verstärken sich. Meines Erachtens wäre es eine wichtige Aufgabe (auch für die Kirche!), die Bedürfnisse und Herausforderungen junger Menschen, besonders die benachteiligter Jugendlicher, mehr und stärker in den Blick zu nehmen, damit die „Corona-Jugend“ eben nicht zur „verlorenen Jugend“ wird.

Prioritäten in der Ausbildung?



JOHANNES EHME
Kandidat für die Diözese Görlitz

Menschsein, Christsein, Priestersein – wohl jeder Seminarist in Sankt Georgen hat von diesen drei Punkten schon einmal gehört. Es sind die Eckpfeiler für die Persönlichkeitsentwicklung in der Priesterausbildung. Es gilt, dabei nicht den Fokus auf einen dieser Punkte zu legen, sondern alle drei gleichmäßig im Blick zu behalten und in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen.

Ich habe oft über diese Punkte nachgedacht, um herauszufinden, worauf ich verstärkt meine Priorität setzen soll. Wenn ich diese Punkte genauer betrachtet habe, dann ist mir schon nach kurzer Zeit aufgefallen, dass es gar nicht so richtig klar ist, was unter Menschsein, Christsein und Priestersein zu verstehen ist. Vor allem, was mit Priestersein gemeint ist, hat sich mir nicht leicht erschlossen. Allein das tägliche Gebet

„Es geht darum, so zu leben,
dass die Freundlichkeit Gottes in der Welt
aufleuchten kann.“

oder das Einüben einer zölibatären Lebensweise zu fokussieren scheint mir in Bezug auf Priestersein zu oberflächlich: Ein vitales Gebetsleben, eine Beziehung zu Christus und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensform ist für alle Christinnen und Christen ratsam. Beim Menschsein dachte ich zunächst daran, wie wichtig es ist, soziale Kontakte und Beziehungen zu Freunden und Familie zu pflegen. Dahinter verbergen sich aber auch Werte wie Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit und Respekt vor der Würde anderer. Menschsein meint in erster Linie Menschlichkeit. Aber was bedeutet dann ein Christsein – reicht nicht mein Menschsein aus? Wie oft verletze ich mit dem, was ich sage oder nicht sage, andere Menschen, wie oft urteile ich rein äußerlich über meine Mitmenschen? Ein solches Verhalten ist unmenschlich und widerspricht jedem Verständnis von Christentum. Christsein beinhaltet schließlich die Liebe zum Nächsten. Christsein bedeutet Verantwortungsbewusstsein für den Mitmenschen und die Schöpfung. Würde es daher nicht genügen, ein besserer Mensch zu sein, um ein besserer Christ zu sein? Hinter dem Christsein steht auch, Verantwortung für den eigenen Glauben zu übernehmen, den Glauben zu leben durch Gebet, durch eine Beziehung zu Jesus Christus. Christsein heißt, mein Leben und alles Leben als von Gott gegeben zu verstehen. Als Christ verstehe ich mich als Geschöpf. Das weckt das Bewusstsein, das eigene Handeln auch vor Gott zu verantworten. Aus diesem Verständnis des Christseins ergibt sich möglicherweise auch, was unter Priestersein zu verstehen ist. Zum Priestersein gehört es, mein Christsein fruchtbar werden zu lassen. Es geht darum, so zu leben, dass die Freundlichkeit Gottes in der Welt aufleuchten kann. Priestersein meint, sich als von Gott gesandt zu verstehen, um seine Liebe in der Welt sichtbar zu machen. Habe ich im Fokus, dass ich Geschöpf bin, dann erwächst daraus die Motivation menschlich zu handeln, weil im Christsein mein Menschsein auf Gott ausgerichtet ist. Gott wird zum Ziel meines Lebens. Die Hoffnung auf dieses Ziel lässt sich in dieser Welt durch Menschlichkeit, durch das Bewusstsein für den Nächsten, ausdrücken. So geben Christen und Christinnen Zeugnis von der Liebe Gottes in dieser Welt. Ich denke, darin vollzieht sich das Priestersein für alle Christinnen und Christen. Es ist hilfreich, der Frage nach dem persönlichen Menschsein, Christsein und Priestersein nachzugehen, um Antworten auf die Fragen zu finden: Wofür bin ich Mensch? Wozu hat Gott mich in diese Welt gerufen? Was bedeutet es für mich, Christ oder Christin zu sein und wie verwirklicht sich in mir, dass ich Priester oder Priesterin Jesu Christi bin?

Zur Person
Heinrich Watzka wurde 1954 geboren und ist in Eltz bei Limburg aufgewachsen. Nach dem Zivildienst studierte er Theologie in Mainz und Frankfurt/Sankt Georgen und anschließend Philosophie in München. In Sankt Georgen gehörte er dem Priesterseminar an, nach seinem Magister bat er um die die Aufnahme in den Jesuitenorden. Seit 1998 hat Watzka in Sankt Georgen einen Lehrauftrag für Philosophie, 2007 erfolgte die Berufung zum ordentlichen Professor. Zum Wintersemester 2021/22 verlässt Heinrich Watzka Sankt Georgen und erhält einen Lehrauftrag an der Arrupe Jesuit University in Harare, Simbabwe.

Foto: Hannah Falkenstein

On the road

Nach 23 Jahren Lehrtätigkeit in Sankt Georgen beginnt für Heinrich Watzka SJ im Herbst ein neues Kapitel in Afrika

JAKOB SCHORR
Magister Theologie

CORNELIA VON WRANGEL
Bachelor Philosophie

Auf der Suche nach der Weisheit legen Philosophen oftmals einen weiten Weg zurück. Mal geht es schneller voran, mal braucht es etwas länger. Auf den Irrweg folgt eine Abkürzung und von manch einem treuen Begleiter heißt es, sich zu verabschieden, um seinen Weg fortzusetzen.

Heinrich Watzka steht nun vor seiner nächsten Etappe; zum Wintersemester 2021/22 verlässt er Sankt Georgen in Richtung Afrika, um in Harare in Simbabwe eine neue Lehrtätigkeit zu beginnen. Zu Sankt Georgen, seiner bisher längsten Station, heißt es, Lebewohl zu sagen, der Weg führt ihn weiter. Zeit für einen Rückblick.

Tischgemeinschaften

Heinrich Watzka wurde 1954 in Elz in der Nähe von Limburg geboren und wuchs dort mit seiner Familie – er hat eine Schwester – auf. Seine Mutter war Hausfrau, der Vater Koch. Er betrieb ein Restaurant in der Limburger Altstadt; ein kleines Familienunternehmen, in dem jeder und jede mitgearbeitet hat. Bis heute hat Watzka eine Leidenschaft für gutes Essen, wobei er nicht sehr experimentierfreudig ist; er setzt auf altbewährte Kost. Die Freude am kulinarischen Genießen hat er natürlich von seinem Vater. Dieser habe immer gesagt: „Wenn Du gut kochst, kannst Du alle einwickeln." Das ist bestimmt nicht falsch. Heinrich Watzka schätzt denn auch die Gemeinschaft, die bei einem Essen am Tisch entsteht. Ob im Wirtshaus oder im Biergarten. „Da kann man Menschen zusammenbringen und sie eine Weile glücklich machen." Neben der Gemeinschaft zu Tisch spielt die kirchliche Gemeinschaft seit jeher eine bedeutende Rolle in seinem Leben: Seit seiner Kindheit ist er vom Priestertum und der Liturgie fasziniert. „Ohne Liturgie sind keine Priester nötig." Er ist katholisch erzogen und aufgewachsen und war in der Gemeinde in Elz Messdiener. Als die Familie in seiner Jugendzeit nach Limburg zog, wurde er Ministrant im Limburger Dom.

Nach seinem Abitur in Hadamar machte Watzka seinen Zivildienst in Bad Camberg in einer Familienferienstätte in kirchlicher Trägerschaft. Von dort führte sein Weg in das Theologiestudium nach Mainz.

Zu den Jesuiten – auf der Suche nach Weisheit

In welche Richtung es gehen sollte, wusste er damals noch nicht. Trotz seiner langen Faszination am Priestertum schien ihm dieser Weg erstmal nicht gangbar: Er war nicht sicher, ob er die Ehelosigkeit leben und auf ein Leben mit Familie verzichten kann. Er war damals „ernsthaft" verliebt, die Heirat war eine Perspektive. Aber da wurde es ihm immer klarer, dass er genau dies nicht wollte, sondern Priester werden möchte. Nach dem Vordiplom in Mainz ging Heinrich Watzka also nach Sankt Georgen mit dem Ziel, Priester zu werden. „Die Jesuiten waren in der Mitte, nicht zu konservativ, nicht zu progressiv." Das gefiel ihm, er war beeindruckt, er schwärmt immer noch von den engagierten Professoren und den „rührenden" Mitbrüdern wie Pater Kehl, Pater Steinmetz und Pater Engel. Nach seinem Magisterabschluss in der Theologie bat er um die Aufnahme in den Jesuitenorden, es folgten das Noviziat in Münster und ein Magisterstudium in Philosophie in München.

Der Orden wollte Heinrich Watzka in der Schule einsetzen. Im Noviziat hatte er deshalb schon eine kurze Zeit am Canisius-Kolleg in Berlin unterrichtet, „allerdings nicht sehr erfolgreich". Nach seinem Magister in der Philosophie studierte er also Germanistik fürs Lehramt, dennoch bat er den Orden, zur Philosophie zurückkehren zu dürfen. Nach dieser Nebenspur folgte er wieder seinem Weg auf der Suche nach der Weisheit. Der Orden stimmte einer Promotion in der Philosophie zu. Diese wollte Watzka bei Manfred Frank schreiben. Nachdem jedoch einige Mitbrüder und Fachkollegen beim Provinzial intervenierten, verfasste er seine Dissertation bei Herbert Schnädelbach, zuerst in Hamburg, dann in Berlin, wo es seinen Doktorvater hingezogen hat.

Die letzte Phase der Ordensausbildung, das „Terziat", machte er im französischsprachigen Teil Kanadas, der Provinz Québec, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts „zu tausend Prozent" katholisch

gewesen, aber schon damals, Mitte der 1990er Jahre, „postchristlich“ geworden sei. Dass die Kirche auch bei uns so viele Menschen verliert und sich kaum jemand für sie entscheidet, betrübt ihn. Immer weniger Seminaristen („Wir dachten, Papst Benedikt würde das Ruder herumreißen“), immer weniger Kirchenmitglieder. Seit langem erlebt er den Rückgang der Kirche mit. Dabei denkt er nicht nur an die rückläufigen Zahlen und an interne Streitigkeiten. Er bedauert, dass sich das ganze Gott-Welt-Verhältnis grundlegend gewandelt hat, Gott für die Menschen keine große Rolle mehr spielt.

Philosophie in Sankt Georgen

Vom fernen Kanada führte der Weg wieder nach Sankt Georgen, wo er 1998 seinen ersten Lehrauftrag erhielt. Heinrich Watzka habilitierte sich am Institut für Christliche Philosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck und konnte 2007 zum Professor für Philosophie in Sankt Georgen berufen werden. Neben seiner Professur hat Heinrich Watzka in der Hochschule auf viele Weisen gewirkt: Von 2008 bis 2010 war er zunächst Prorektor und dann bis 2014 Rektor der Hochschule. Seit 2015 ist er Oberer der Jesuitenkommunität. Er hat diese Ämter gerne ausgeführt, wobei er seine Leitungsaufgaben nüchtern sieht. Die Auswahl sei nicht groß gewesen: „Einer musste den Job ja machen“. Als Oberer war er auch Vorsitzender des Trägervereins der Hochschule und hat eine Strukturreform des Vereins auf den Weg gebracht. Watzka sagt, weil er so viele Ämter hatte, habe er weniger publiziert. Anders ausgedrückt: Die Philosophie ist zu kurz gekommen. In der Pastoral war er nie hauptberuflich tätig; er hält gerne Gastmessen und hat auch schon Exerzitienkurse für Sankt Georgener geleitet. Letztlich aber blieb er immer mehr Philosoph als Seelsorger.

In der Rückschau ergeht es ihm wie allen Wanderern: Er hat viel erlebt und gesehen, nicht jede Aussicht war schön, manche Pfade haben sich als Irrweg erwiesen, vieles hat sich aber auch zum Besseren hin entwickelt, etwa der bauliche Zustand von Priesterseminar und Hochschule. Bis nach der Jahrtausendwende fanden die Vorlesungen in einem „Schuppen“ statt. Dass der Neubau kam, war die Rettung der Hochschule. Überhaupt, dass es auf dem Campus bis heute ein Priesterseminar gibt, dass die Hochschule auf dem Gebiet der Forschung mächtig zulegen und ihren Lehrkörper radikal verjüngen konnte, grenze schon an ein Wunder. Nur eine Sache betrübt ihn doch: dass sich der Bachelorstudiengang Philosophie, der der Hochschule zusätzliche Studierende brachte, nicht halten konnte, und dass als Folge der Neustrukturierung des Theologiestudiums nach 2010 ein philosophischer Schwerpunkt im Studium kaum mehr erkennbar ist.

Kulturmensch und Karateka

Doch Heinrich Watzka ist nicht nur der Philosoph mit pessimistischer Ader. Er liest gerne und ist Kulturmensch: „Ich habe viel zu viel Geld verbraten für Essen und Kultur“. Er geht gerne ins Theater, in die Oper oder ins Kino, schaut sich Zeitgenössisches an, es darf ruhig auch etwas schwerer sein. Für die großen Film-Klassiker wie Star Wars ist er auch zu haben, die Marvel-Filme der vergangenen Jahre hat er aber ausgelassen. Obwohl er mit der Zeit mitgeht. Nach einer Tagung hat er sich zum Beispiel ein Account auf Facebook angelegt und sich über die Mitbrüder gewundert und darüber, was sie für mitteilungswert halten. Watzka postet inzwischen nichts mehr: „Mein Leben ist bieder und dafür zu langweilig.“

Heinrich Watzka hat übrigens jahrelang Karate gemacht – „nicht gut, aber gern“. Das ganzheitliche Moment war ihm wichtig. „Dabei hatte ich im Sportunterricht schlechte Noten.“ Ein Musikinstrument hat er trotz einiger Versuche nie gelernt, was er sehr bedauert. Die Eltern hatten keinen Druck gemacht. Auch für seine Dissertation und seine Habilitation habe er zu lange gebraucht, „eine weitere Schwäche“ in seinem Leben, wie er sagt.

Nach der Rückschau gilt es aber auch, den neuen Weg von Pater Watzka ins Visier zu nehmen. Zum Wintersemester 2021/22 beginnt er mit einem Lehrauftrag an der Arrupe Jesuit University in Harare, Simbabwe. Die Idee dazu entwickelte sich 2018, als der damalige Präsident der Universität, heute Provinzial der Ostafrikanischen Jesuiten-Provinz, einen Monat in Sankt Georgen verbrachte, wo er von 2002 bis 2004 studiert hatte. Mit Blick auf die 2023 anstehende Emeritierung in Sankt Georgen stand die Frage im Raum, wie Watzka sich danach einbringen könne. Durch die Neustrukturierung des Philosophiestudiums in Sankt Georgen bot sich ihm die Möglichkeit, schon vor seiner Emeritierung nach Afrika zu gehen. Heinrich Watzka ist dankbar für diese Chance und freut sich, Neues kennenzulernen und sich weiter nützlich machen zu können – zumal es in Simbabwe keine Altersgrenze für Professoren gibt. Die Arrupe Univeristy ist eine Jesuiten-Hochschule mit einem philosophischen Schwerpunkt, die vor allem junge Jesuiten ausbildet. Sie soll aber zur Universität mit mehreren Fachbereichen erweitert werden. Watzkas Lehrauftrag ist für drei bis fünf Jahre geplant. Man wird sehen. Jedenfalls lobt er Harare in den höchsten Tönen. Es sei klimatisch der beste Ort, an dem man sein könne. Und beim Essen muss der Sohn eines Koches auch nicht ganz auf Vertrautes verzichten: Die Kommunität ist international besetzt.

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu: a.wambach@design-consultants.de

vi
vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Ein radikaler Anfang

Willensfreiheit und Selbstbestimmung

Scientia – Philosophie

GODEHARD BRÜNTRUP SJ
Professor für Metaphysik, Philosophie des Geistes und Sprachphilosophie, Hochschule für Philosophie/München

Warum uns Freiheit wichtig ist

Freiheit ist uns wichtig: Für die Freiheit gingen Soldaten in die Schlacht, kämpften Heere, lehnte sich die junge Generation gegen die Älteren auf, schrieben Philosophen der Aufklärung ganze Abhandlungen. Für die Freiheit verlassen Menschen die vertraute Umgebung und stürzen sich in Abenteuer. Um innerlich frei zu werden, verbringen Menschen hunderte von Stunden mit einem Psychotherapeuten. Nichts motiviert einen Menschen so sehr wie das Erleben von Freiheit und Selbstbestimmung. Eine Arbeit, bei der wir uns unfrei und fremdbestimmt fühlen, beraubt uns der Tatkraft und der Freude am Schaffen. Der Gedanke, dass der Verlauf der Zukunft bereits vollständig vorherbestimmt sei, hat etwas Beklemmendes, er untergräbt die Vorstellung, dass wir die Autoren unserer eigenen Lebensgeschichte sind. In unseren sozialen Bezügen setzen wir die Existenz von Freiheit voraus. Wenn wir einen anderen Menschen dafür verantwortlich machen, dass er so und nicht anders gehandelt hat, dann nehmen wir implizit an, dass es für ihn die reale Möglichkeit gegeben hätte, anders zu handeln als er de facto gehandelt hat. Die bitteren Vorwürfe, die wir uns oft machen, setzen voraus, dass wir der anderen Person Freiheit zugestehen. Es ergibt keinen Sinn, einem Automaten einen Vorwurf zu machen.

Freiheit und Wissenschaft

Umso erstaunlicher ist es, dass Hirnforscher uns überzeugen wollen, dass wir Menschen gar nicht über Freiheit verfügten. Oft wird heute durch Wissenschaftler die These vertreten, dass die bewusste Kontrolle über den eigenen Willen eine Illusion sei. Das ist an sich keine neue Idee. Schon der Psychoanalytiker Sigmund Freud hat uns gelehrt, dass viele unserer bewussten Entscheidungen nur die ausführenden Organe einer unbewussten seelischen Maschinerie sind. In der Gegenwart hat man Versuche unternommen, um zu zeigen, dass ganz gewöhnliche bewusste Entscheidungen letztlich nicht frei gewollt werden. In dem berühmten Experiment von Benjamin Libet werden Menschen dazu aufgefordert, in den nächsten 20 Sekunden spontan einen Finger zu heben. Dabei sollen sie eine sehr genaue Uhr betrachten und feststellen, wann sie den Entschluss gefasst haben, den Finger zu heben. Er stellt sich nun heraus, dass im Durschnitt einen Sekundenbruchteil vor dem bewussten Entschluss, den Finger zu heben, sich bereits ein unbewusstes Potenzial im Gehirn aufbaut, das allein ausreicht, die Bewegung auszulösen. Die bewusste Entscheidung kommt also zu spät.

Daraus folgt aber nicht, dass durch solche oder ähnliche Experimente die Existenz der Willensfreiheit widerlegt werden kann. Zum einen ist es so, und das wurde auch durch viele Experimente bestätigt, dass die handelnde Person sich gegen das Bereitschaftspotenzial entscheiden und damit gleichsam ein Veto einlegen kann. Allein das ist schon eine Form von Freiheit. Zum anderen wurde die Freiheit bei diesen Experimenten an der falschen Stelle gesucht. Die Versuchsperson hatte gar keinen Grund, den Finger in der, sagen wir, 15. statt in der 18. Sekunde zu erheben. Sie wartete darauf, dass in der leicht angespannten Situation des voranschreitenden Sekundenzeigers in ihr ein Bedürfnis spontan hervorsprudelte, den Finger zu bewegen. Eine klare Willensentscheidung liegt hier gerade nicht vor. Eine Willensentscheidung läge vor, wenn ich zwischen zwei Handlungsalternativen die Gründe abwägen würde, um dann zu einer verantworteten Entscheidung zu kommen. Ein Beispiel: Wenn ich am Morgen vor einem wichtigen Termin im Bett liege und gerade von meinem Wecker geweckt wurde, dann kann ich mir vielleicht sagen: „Ich habe noch fünf Minuten, dann muss ich raus wegen des wichtigen Termins“. Wenn ich mich dann kurze Zeit später spontan und ruckartig aus dem Bett erhebe, weil ein entsprechender Drang in mir aufsteigt, dann ist diese Handlung nicht dadurch unfrei, dass sie halbautomatisch und wie von selbst vor sich geht. Meine Freiheit bestand darin, mich überhaupt für den frühen Termin und das damit verbundene frühe Aufstehen zu entscheiden. Ebenso bestand die Freiheit der Teilnehmer an dem oben beschriebenen Experiment vor allem darin, sich überhaupt als Testperson zur

Foto: Sigurd Scharper

Verfügung zu stellen. Die kleine Fingerbewegung im Versuch ist hingegen überhaupt kein interessanter Fall für die Erforschung des freien Willens.

Wenn uns die Psychologen also zu Recht darauf hinweisen, dass viele unserer Handlungen und Aktivitäten mindestens teilweise automatisch ablaufen, dann ist das noch keine Widerlegung der Freiheit. Kaum einer von uns vollzieht beim Autofahren jede Handlung des Schaltens und des Lenkens bewusst, vieles läuft automatisch ab. Dennoch würden wir nicht behaupten, dass wir unfreiwillig von A nach B gefahren seien. Um die Willensfreiheit zu widerlegen, müsste man zeigen, dass selbst die Entscheidung aus guten Gründen von A nach B fahren zu wollen, nicht unter der Kontrolle der handelnden Person ist. Die bisherigen psychologischen Experimente zeigen uns aber nur, dass viele unserer Aktivitäten ohne unsere bewusste Kontrolle ablaufen. Wer die Freiheit leugnen will, muss zeigen, dass für sämtliche menschliche Handlungen gilt, dass sie von etwas verursacht wurden, das außerhalb der Kontrolle der handelnden Personen liegt. Diese These reicht weit über die Psychologie hinaus. Es ist die These des universellen Determinismus.

Freiheit und Determinismus

Determinismus ist die Auffassung, dass es an jedem beliebigen Zeitpunkt der Weltgeschichte nur genau eine einzige mögliche Zukunft gibt. In einer deterministischen Welt gibt es also keine offene Zukunft. Die vergangenen Ereignisse und die Naturgesetze legen mit Notwendigkeit fest, was in der Gegenwart geschieht und in der Zukunft geschehen wird. Unter der Voraussetzung, dass die Naturgesetze unveränderlich sind, kann man dann sagen, dass der Urknall und die Naturgesetze zusammen die gesamte Geschichte des Universums bereits in allen Details festlegen. In einer solchen Welt kann es keine Freiheit im vollen Sinne geben. Das kann man so aufzeigen: Wenn ich eine Wahl habe, ob ein bestimmtes Ereignis eintritt, dann muss sich auch bewerkstelligen können, dass es nicht eintritt. Ich habe nur eine Wahl, morgen Fleisch zu essen, wenn ich es auch bewerkstelligen kann, morgen kein Fleisch zu essen. Nun ist es aber so, dass, wenn jemand bezüglich einer bestimmten Tatsache keine Wahl hat, er auch keine Wahl hat, bezüglich dessen, was notwendig aus dieser Tatsache folgt. Wenn ich keine Wahl hatte, dass es jetzt regnet, und aus der Tatsache, dass es jetzt regnet, notwendig folgt, dass die Straße nass wird, dann hatte ich auch keine Wahl, ob die Straße nass wird oder nicht. Genauso folgt im Determinismus aus der Vergangenheit und den Naturgesetzen eindeutig nur eine einzige mögliche Zukunft. Ich habe keine Wahl bezüglich der Ereignisse in der weit entfernten Vergangenheit, weil ich in ihr noch gar nicht gelebt habe. Ich habe auch keine Wahl darüber, welche Naturgesetze herrschen. Aus der weit entfernten Vergangenheit und den Naturgesetzen folgt aber laut Determinismus mit Notwendigkeit, was sich heute ereignet. Also habe ich keine Wahl darüber, was sich heute ereignet.

In einer deterministischen Welt gibt es also keine Freiheit, weil von Anfang an alles festgelegt ist. Eine Bedingung von Freiheit ist, dass es eine offene Zukunft gibt, in der noch nicht alles festgelegt ist. Wenn also Naturwissenschaftler meinen, dass es keine Freiheit gebe, dann liegt das meistens nicht an der Naturwissenschaft, sondern daran, dass sie philosophische Deterministen sind.

Freiheit und Indeterminismus

In einer deterministischen Welt gibt es daher letztlich überhaupt keine Handlungen, sondern nur Geschehnisse. Für eine Handlung ist es unerlässlich, dass eine Auswahl getroffen wird aus einer Mehrzahl von Möglichkeiten und dass die handelnde Person für diese Auswahl verantwortlich ist. Nur in einer Welt, deren Zukunft offen ist, kann man überhaupt von Handlungen und handelnden Personen sprechen. In einer deterministischen Welt hat nämlich der Ausgangszustand inklusive der Naturgesetze bereits alles festgelegt.

Es spricht nun allerdings einiges dafür, dass die Welt gar nicht deterministisch abläuft. In der Physik der kleinsten Teilchen, der sogenannten Quantenphysik, ergibt sich die Möglichkeit, dass auftretende Ereignisse nicht durch vergangene Ereignisse vollständig vorherbestimmt wurden.

Ist das Problem damit gelöst? Leider nicht, denn der Determinismus scheint freie Handlungen zu reinen Zufällen zu machen, für die niemand mehr etwas kann. Das ist keine Freiheit. Denn innerhalb der Lebensgeschichte der handelnden Personen wäre es nicht mehr der Fall, dass ihr jetziges Handeln vollständig von ihren Überlegungen determiniert wäre. Damit tut sich aber ein schwieriges Problem auf. Wenn auf exakt dieselbe Geschichte meines Abwägens zwei unterschiedliche Handlungen folgen können, dann scheint es so zu sein, dass ich gar keine Kontrolle darüber besitze, welche der beiden Handlungen ich am Ende vollziehe. Egal wie lange ich nachdenke, was ich danach tue, das entscheidet in der indeterministischen Welt der Zufall. Der Zufall scheint also die Freiheit zu zerstören.

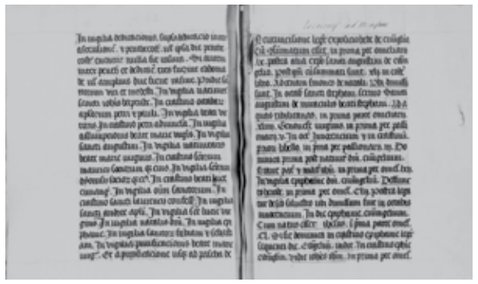
Diese Konsequenz ist aber nicht zwingend. Im Gegenteil: Ein wirklich freier Wille darf durch kein vorheriges Ereignis determiniert sein. Nicht einmal die eigenen Gedanken kurz vor dem freien Willensentschluss sollen den freien Willen vollständig festlegen. Aber erfolgt die Handlung dann nicht grundlos? Nein, denn wenn die handelnde Person zwei Alternativen rational abwägt und sich dann für eine entscheidet, so handelt sie im Lichte von Gründen. Jede der beiden Alternativen kann gute Gründe für sich ins Feld führen. Wenn ich mich für eine der beiden Begründungen entscheide, so ist dies eben eine begründete Entscheidung. Die handelnde Person kann für ihre Handlung Gründe angeben. Die Aneignung und Bejahung der Gründe liegt also nicht vor der Entscheidung für eine Handlung, sondern die Gründe werden gleichzeitig mit der Entscheidung ergriffen und bejaht. Es ist eine Entscheidung für die im Moment als besser bewerteten Gründe. Für diese Entscheidung muss es keine weiteren Gründe geben. Welche Gründe letztendlich für die besseren gehalten werden, lässt sich nicht vollständig aus dem vorhergehenden Abwägungsprozess ableiten.

Freiheit als radikale Selbstbestimmung

Dies ist das Moment der freien Selbstbestimmung im Lichte von Gründen. Selbstbestimmung ist aus der eigenen Vergangenheit nicht ableitbar. Sie ist Selbstverwirklichung im Hier und Jetzt. Wenn also zwischen zwei alternativen Handlungsbegründungen entschieden wird, so gibt es nicht noch weitere Gründe für die Gründe. Sonst könnte man in einer unendlichen Kette immer weiter nach den Gründen für die Gründe der Gründe fragen. Die Handlung, die aus einer solchen freien Willensentscheidung resultiert, ist aber deshalb eben nicht unvernünftig. Es ist eine Handlung im Lichte von Gründen. Welche Gründe aber eine handelnde Person für die jetzt handlungsrelevanten hält, kann man nicht vollständig aus früheren mentalen Zuständen der Person ableiten. In der freien Handlung wird also ein radikaler Anfang gesetzt, der als spontane Selbstbestimmung charakterisiert werden könnte. In der Tat hat eine solche Entscheidung in einem spezifischen Sinn ein Moment des Zufälligen. Zufällig ist die freie Handlung deshalb, weil sie sich nicht vollständig aus der Vergangenheit herleiten lässt. Aus der Innenperspektive der handelnden Person ist genau dies aber eine radikale Selbstbestimmung in der Gegenwart. Selbst ihre eigene Vergangenheit determiniert eine Person nicht vollständig in ihrem Handeln. Jeder Moment im selbstbestimmten Leben der handelnden Personen hat also einen Aspekt des Unverfügbaren, der sich nicht aus der Vergangenheit ableiten lässt. Dieses unverfügbare Moment der Entscheidung ist aber nicht irrational und damit gerade nicht bloß zufällig, sondern es ist das sich selbst bestimmende Ergreifen von Gründen. Diese Fähigkeit macht einen gewichtigen Teil der Würde des Menschen aus.

Hugo von Sankt Viktor-Institut

Seit dem vergangenen Jahr sind drei Promotionsverfahren abgeschlossen worden. Karin Ganss untersucht in ihrer Dissertation *Das Offiziumslektionar von Sainte Marie-Madeleine in Faronville bei Melun* (Münster 2021) eine Handschrift vom Ende des 12. Jahrhunderts aus der Pariser Abtei Saint-Victor, die im nächtlichen Lesungsgottesdienst ihren Platz hatte. Sie zeigt in ihrer Monographie, dass diese Handschrift ein Unikat der Augustinerchorherren von Saint-Victor ist. Der Codex wurde literarisch, liturgisch und theologisch erschlossen.



Ralf W.M. Stammberger studiert unter dem Titel *Trostreiche Predigt. Überlieferung, Entstehung und Bedeutung des Liber sermonum Hugonis* Form und Inhalt des letzten Bandes der Erstausgabe der Werke Hugos von Saint-Victor im 12. Jahrhundert. Er weist nach, dass die mittelalterlichen Editoren Hugos (+ 1141) Predigttätigkeit als wesentlich für das rechte Verständnis seiner Theologie angesehen haben.
Tobias Völkl LC (Rom) hat über die Lehre von der Eucharistie bei Petrus Lombardus (+ 1160) geschrieben. In seiner Dissertation erarbeitet er, in welchem Maß der Lombarde von den Vätern abhing und zugleich die gesamte zeitgenössische Theologie, insbesondere Hugo von Saint-Victor, rezipiert hat. Dies unterstreicht die heilsgeschichtliche Denkweise des Petrus („via duce"), die das Sakrament der Eucharistie in besonderer Weise wirksam sein lässt.
Eines der gottesdienstlichen Regiebücher der mittelalterlichen Pariser Abtei Saint-Victor, die Handschrift der Bibliothèque nationale de France, latin 14455, führt einen bislang unbekannten Text. Karin Ganss hat diesen im Zuge ihrer Arbeiten entdeckt und als Bücher- und Leseordnung identifiziert. Pater Berndt und Frau Ganss erarbeiten nun gemeinsam eine Monographie, in der dieser Text ediert sowie wissenschaftlich untersucht und interpretiert wird.
Bei diesem Ordo librorum et lectionum handelt es sich um einen Text, der den täglichen Lesegottesdienst der Augustinerchorherren von Saint-Victor festlegte. Dieser Ordo ermöglicht, zum einen, den Vergleich mit ähnlichen Listen in anderen religiosen Häusern im Mittelalter. Er lässt, zum anderen, das Besondere in seinem viktorinischen Kontext hervortreten, nämlich die einzigartige Komplexität seiner Ordnung.
Ulrich Bohle (Solingen) hat dieses Projekt in seiner ersten Phase gefördert. Für sein Vertrauen und seine Unterstützung danken wir ihm herzlich!
Im Oktober 2015 ist in Limburg der Seligsprechungsprozeß zugunsten von Schwester Aloysia Löwenfels eröffnet worden. Sie stammt aus Oberfranken (*1915) und wurde am 9. August 1942 im KZ Auschwitz-Birkenau, zusammen mit Edith Stein und zahlreichen anderen Ordensleuten, ermordet. Schwester Aloysia stammte aus einer Familie jüdischen Glaubens, ist aber in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Christin geworden und in die Gemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi, den Dernbacher Schwestern, eingetreten. In diesem Sommer wird der Prozess, an dem Pater Berndt mitarbeitet, zu Ende kommen.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Das Buch *Geistlicher und sexueller Machtmissbrauch in der katholischen Kirche* von Professor Klaus Kießling erschien im März 2021 im Echter Verlag. Missbrauch ist immer Missbrauch von Macht. Als sexualisierte Gewalt geschieht er an vielen Orten, auf eigene Weise in der katholischen Kirche. Dabei drängt sich in wachsendem Maße die Frage nach spezifisch geistlichem Missbrauch auf. Denn viele Betroffene schildern sexualisierte Gewalt, ohne dass sich diese für sie zwingend mit geistlichem Missbrauch verbunden hätte, während andere in ihrer spirituellen Selbstbestimmung Verletzungen und Gewalt erfahren haben, die nicht mit sexuellen Übergriffen einhergingen. Gleichwohl sind geistlicher und sexueller Machtmissbrauch oft sehr eng miteinander verwoben. In diesem Buch geht es daher um beides: um die Frage, was Machtmissbrauch zu einem geistlichen macht und welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind; um sexualisierte Gewalt und die Aufgabe, den Schutz von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen weltkirchlich und weltweit zu gewährleisten.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Im Metropolis Verlag ist in der Reihe *Wirtschaft der Gesellschaft* das Jahrbuch 6 unter dem Titel F*reiheit – Gleichheit – Selbstausbeutung. Zur Zukunft der Sorgearbeit in der Dienstleistungsgesellschaft* erschienen. Für den durch das Nell-Breuning-Institut herausgegebenen Band konnten namhafte Autor:innen gewonnen werden.

In der Dienstleistungsgesellschaft erkannte der französische Ökonom Jean Fourastié die „große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts“. Aufgrund des technischen Fortschritts, so seine Prognose vor 70 Jahren, würden zwar immer weniger Arbeitskräfte in Landwirtschaft sowie produzierendem Gewerbe benötigt, aber immer mehr Personen in den Dienstleistungen beschäftigt. Ein Ergebnis dieses Strukturwandels seien nicht nur hohe, sondern auch wesentlich gleichere Arbeitseinkommen. Längst angekommen in der Dienstleistungsgesellschaft sind wir heute – entgegen den Hoffnungen Fourastiés – mit einer extremen Ungleichheit in den Dienstleistungsberufen konfrontiert. In diesem Jahrbuch blicken Vertreter:innen verschiedener Disziplinen auf den aktuellen Wandel der Dienstleistungsarbeit und dessen soziale Folgen. Im Fokus steht dabei neben der Sorgearbeit als personenbezogener und haushaltsnaher Dienstleistung auch die unbezahlte Sorgearbeit. Aus verschiedenen Blickwinkeln geht es um die Frage: Führt der Wandel der Arbeit „zurück in die Zukunft“ ausbeuterischer Dienstbot:innenverhältnisse oder gelingt es, eine Entwicklung in Richtung der Fourastié'schen Vision einer demokratisch-egalitären Dienstleistungsgesellschaft einzuschlagen?

Lehrstuhl für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte

Am Lehrstuhl für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen ist die Redaktion des *Lexikons für Kirchen- und Religionsrecht* (LKRR) verortet. In der Herausgeberschaft von Prof. Dr. Thomas Meckel (Frankfurt), Prof. Dr. Heribert Hallermann (Würzburg), Prof. Dr. Michael Droege (Tübingen) sowie Prof. Dr. Heinrich de Wall (Erlangen-Nürnberg) und durch die redaktionelle Arbeit von Mag. theol. Vincent Jünger ist im Juni 2021 der vierte und abschließende Band des LKRR erschienen. Das LKRR konnte somit innerhalb von zwei Jahren (2019-2021) vollendet werden. Mit der Veröffentlichung des vierten Bandes des LKRR ist auch die Online-Ausgabe des Lexikons (LKRO) vollständig verfügbar.

Das LKRR bietet in mehr als 2.600 Lemmata, die von namhaften Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erarbeitet wurden, zuverlässige und prägnante Informationen zu den grundlegenden Fragen des internen Rechts von Kirchen und Religionsgemeinschaften und des Religionsrechts und stellt eine der umfassendsten Darstellungen des Fachbereichs dar. Neben Fragen des staatlichen Rechts und des Kirchenrechts der katholischen und der evangelischen Kirche werden auch zentrale Inhalte des Kirchenrechts der orthodoxen Kirchen sowie des Rechts des Judentums und des Islams behandelt. Das LKRR eröffnet somit eine interreligiöse und ökumenische Perspektive und sorgt für die Möglichkeit, die verschiedenen Rechtsbereiche zu vergleichen.

Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog

Im Oktober 2020 konnte das Alois-Kardinal-Grillmeier-Institut seine erste Fachtagung veranstalten. Unter dem Titel „Glaube zwischen Dogma und Erfahrung“ wurde das Spannungsfeld zwischen verbindlicher Glaubenslehre einerseits und spiritueller Erfahrung andererseits ausgelotet. Die Beiträge der Tagung werden voraussichtlich noch im Jahr 2021 in den *Frankfurter Theologischen Studien* veröffentlicht.

Inzwischen bereiten die Mitglieder des Grillmeier-Instituts eine weitere Fachtagung vor. Vom 6.-8. Januar 2022 geht es um Wechselwirkungen zwischen Biographie und Theologie angesichts von Glaubens- und Lebenswenden. Die Thematik ist ein Betrag der Hochschule zum „Ignatianischen Jahr 2021/22“, in dessen Rahmen die Gesellschaft Jesu an zwei ihrer Gründerfiguren erinnert: an Ignatius von Loyola, der vor 500 Jahren eine schwere Knieverletzung erlitt, die bei ihm einen inneren Umwandlungsprozess einleitete, der letzten Endes zur Gründung der „Gesellschaft Jesu“ führte, und an Mary Ward, die vor 400 Jahre dem Papst ihre Gründungsvision vortrug.

Die Tagung im Januar 2022 wird der Frage nachspüren, wie Kontinuitäten und Brüche, die sich in individuellen Lebens- und Glaubensbiographien einstellen, theologisch zu beurteilen sind. Und umgekehrt: Welche Auswirkungen haben biographische Einschnitte für die jeweils vertretene Theologie? Wie wird Theologie durch eine „zweite Bekehrung“ geprägt? Nicht zuletzt im interreligiösen Kontext wird diese Frage dort brisant, wo es um „doppelte Zugehörigkeiten“ geht: wo sich Menschen durch ihnen ursprünglich fremde religiöse Traditionen in ihrem Eigenen bereichert erfahren.

Die Tagung wird Teil des Lehrangebots der Hochschule im Wintersemester sein, steht aber zugleich allen Interessierten offen. Neben Lehrenden aus Sankt Georgen wirken auswärtige Gäste mit: Pater Philip Endean SJ, Professor für Spirituelle Theologie und Fundamentaltheologie an der Jesuitenfakultät Centre Sèvres in Paris, Muna Tatari, Juniorprofessorin für Islamische Systematische Theologie am Seminar für Islamische Theologie in Paderborn, Joachim Negel, Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Fribourg (Schweiz) und Karlheinz Ruhstorfer, Professor für Dogmatik an der Universität Freiburg im Breisgau.

Zuversichtlich gehen alle davon aus, dass die Tagung im Präsenz-Modus durchgeführt werden kann. Kontaktdaten und nähere Informationen finden sich auf der Homepage des Grillmeier-Instituts.

Wenn es schön werden muss...
GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung
ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05
Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:
Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr
Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr
Zuhören | Beraten | Helfen

Petrus Canisius

Jesuit und Reformer der Frühen Neuzeit

Aus dem Jesuitenorden

MICHAEL SIEVERNICH SJ
Emeritierter Professor für Pastoraltheologie
Sankt Georgen /Mainz

In diesem Jahr 2021 begeht die Gesellschaft Jesu den 500. Geburtstag des Peter Kanis, besser unter dem latinisierten Namen Petrus Canisius (1521-1597) bekannt. Bis heute tragen Institutionen wie das Canisius-Kolleg in Berlin seinen Namen. Im Zeitalter der Entdeckungen und der Konfessionalisierung wurde er zu einer Schlüsselfigur des 16. Jahrhunderts. Ein kleines Detail lässt die Epoche erahnen: Im selben Jahr 1521, in dem er in Nimwegen geboren wurde, erfuhren die beiden etwas älteren Zeitgenossen Íñigo de Loyola und Martin Luther ihre Lebenswende: Loyola die Verwundung in Pamplona und Bekehrung auf der Wohnburg, Martin Luther die Reichsacht und den Rückzug auf die Wartburg. Beide prägten Canisius, denn er trat in den Jesuitenorden ein und bekam es mit der Reformation zu tun.

In Nimwegen aufgewachsen, studierte der junge Peter Kanis in Köln und Löwen. In Mainz lernte er Peter Faber kennen, einen Gefährten des Ignatius, bei dem er die Geistlichen Übungen (Exerzitien) machte und wenig später, an seinem 22. Geburtstag, in den neuen Orden eintrat (1543). An der ersten deutschen Niederlassung der Jesuiten in Köln beteiligt, erhielt er die Priesterweihe (1546) und wurde früh in den Streit der Konfessionen hineingezogen. Kaum zwei Jahre später holte Ignatius ihn nach Rom und gab ihm den letzten ignatianischen Schliff. In Bologna, der Wiege der europäischen Universität, wurde er zum Doktor der Theologie promoviert und begann seine Lehrtätigkeit, zuerst in Ingolstadt, dann an der Universität Wien. Dort wurde er zum Hofprediger ernannt, wie denn Seelsorge und Predigt ihn lebenslang begleiteten. Aufgaben kirchenpolitischer und diplomatischer Art sowie Verhandlungen und Beratungen nötigten ihn zu zahlreichen Reisen, ebenso die Errichtung zahlreicher Kollegien. Mit seinen Katechismen sollte er großen Einfluss und Erfolg gewinnen. Ignatius ernannte ihn zum ersten Provinzial der Oberdeutschen Provinz (1556), die Süddeutschland, Österreich und die Schweiz umfasste. Von 1580 an finden wir Canisius im schweizerischen Freiburg, um dort das Kolleg Sankt Michael zu gründen. Am 21. September 1597 starb er dort nach schwerer Krankheit. 1925 wurde Petrus Canisius von Papst Pius XI. zur Ehre der Altäre und zum Kirchenlehrer erhoben. Am Festtag des Heiligen, am 27. April 2021, wurde in Fribourg die Neugründung der Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz gefeiert, die nun Deutschland, Österreich, die Schweiz, aber auch Schweden und Litauen umfasst.

Zeichnung: Elke Teuber-S.

Als erster deutscher Jesuit gehörte Canisius der zweiten Generation der Gesellschaft Jesu an. Seine Sendung verlangte Mobilität zwischen Köln und Rom, Krakau, Wien und Fribourg. Er war vernetzt wie kaum ein anderer. Durch Reformen und Innovationen griff er Herausforderungen seiner Zeit auf, um der Sache der Kirche in schwerem Fahrwasser zu dienen, aber nicht grobianisch, sondern eher irenisch. In drei Bereichen hat er besonders viel bewegt:

Beratung und Versöhnen

Zu seinem Metier gehörten kirchenpolitische und konfessionelle Fragen der Zeit. Er war noch junger Theologiedozent, aber schon Jesuit, als ihn Kölner Geistliche und Mitglieder der Universität beauftragten (1545), mit dem Kaiser die schwierige kirchliche Lage zu klären, die der protestantisierende Kölner Erzbischof und Kurfürst Hermann von Wied heraufbeschworen hatte. Offenbar schätzte man sein kluges Urteil und sein politisches Geschick. So ist er in verschiedenen Aufträgen auf Reichstagen unterwegs: 1556 auf dem Reichstag zu Regensburg und 1559 als Berater Kaiser Ferdinands I. auf dem Augsburger Reichstag sowie 1566 nochmals in Augsburg. Zweimal nahm Canisius am Konzil von Trient teil, sei es auf Einladung von Otto Kardinal Truchseß von Waldburg (1547) oder durch Berufung von Stanislaus Kardinal Hosius zum Abschluss des Konzils (1562). Schließlich entsandte Pius IV. ihn zum Wormser Religionsgespräch (1557), das nach dem Augsburger Religionsfrieden einen ausgleichenden Konsens suchen sollte; auf katholischer Seite nahmen Canisius und andere teil, auf protestantischer Seite unter anderen Philipp Melanchthon. Solche politischen und theologischen Beratungen, um die auch seine umfangreiche Korrespondenz kreiste, zeigen Petrus Canisius als zentrale Figur der Vermittlung durch Bildung und angemessene Differenzierung.

Bildung und Erziehung

Da die frühe Gesellschaft Jesu Bildung und Erziehung als eine der großen Herausforderungen der Zeit entdeckte, prägten diese Fragen auch das Wirken von Canisius im deutschsprachigen Raum. Ignatius hatte ihn von Rom 1548 ins sizilianische Messina geschickt, wo er mit anderen das erste Kolleg gründen sollte; wenig später entstanden in Rom das Römische Kolleg und angesichts der Nöte Deutschlands das Collegium Germanicum (1552). Die Aufgabe, mit Hilfe von Stiftern Höhere Schulen und Kollegien zu gründen, beschäftigte Canisius über drei Jahrzehnte. Durch humanistische Bildung und christliche Erziehung sollten junge Leute zu künftigen verantwortlichen Eliten in Gesellschaft und Kirche herangebildet werden. Im Laufe seines Lebens gelangen Canisius und den Jesuiten nicht weniger als 18 Kollegsgründungen. Aufgrund der urbanen Option lagen diese in den Metropolen Wien (1551), Prag, Köln, München, aber auch in wichtigen Städten wie Straßburg, Trier, Innsbruck, Dillingen, Freiburg im Üechtland. Als kraftvoller Reformer mit europäischem Denken wusste er um die Bedeutung von höherer Bildung. Bis heute zählen Kollegien und Universitäten zum weltweiten Arbeitsgebiet des Ordens. Moderne Initiativen sind in Lateinamerika das Projekt Fe y Alegría (Glaube und Freude), das Bildung in die Armenviertel bringt, und das digitale Projekt Jesuit Worldwide Learning, das höhere Bildung für Marginalisierte anbietet.

Katechismus und Wissen

Angesichts der desolaten (religiösen) Bildung bemühte sich Canisius um eine bessere Glaubensunterweisung. So erschienen lateinische und deutschsprachige Katechismen, zuerst 1555 eine Summa doctrinae christianae, dann ein kleiner Katechismus mit 124 Fragen, „für die gemeinen Layen und junge Kinder“, der zum Bestseller mit 200 Ausgaben wurde; auch ein kleinster Katechismus mit 59 Fragen erschien, nicht selten illustriert. Man nannte den Katechismus einfach den „Canis“. Im Vergleich zu Martin Luthers ebenfalls erfolgreichen Katechismen (1529) fällt eine konfessionelle Differenz in der Anordnung der katechetischen Stücke auf: Canisius folgt der klassischen Anordnung von Glaube (Credo), Gebet (Vater unser), Gebote (Dekalog), während Luther mit dem Dekalog beginnt, also mit dem ‚Gesetz‘, was konfessionelle Mentalitäten prägen sollte. Beratung, Bildung und Glaubenswissen bleiben auch im 21. Jahrhundert Herausforderungen, nicht nur in Europa, sondern weltweit.

Zum Weiterlesen:

Pierre Emonet, Petrus Canisius. Der Unermüdliche. Würzburg 2021.

Mathias Moosbrugger, Petrus Canisius. Wanderer zwischen den Welten. Innsbruck 2021.

Rainer Berndt, Petrus Canisius SJ (1521-1597). Humanist und Europäer. Berlin 2000.

Personalia

Am 28. April hat der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz mit Zustimmung der Zentraleuropäischen Provinz des Jesuitenordens Pater **Clemens Blattert SJ** (Frankfurt am Main) zum neuen Direktor des Zentrums für Berufungspastoral (ZfB) berufen. Zugleich wird der Standort des ZfB von Freiburg nach Frankfurt am Main (Sankt Georgen) verlegt und die Jugend- und Berufungspastoral auf Bundesebene stärker miteinander verbunden.

Der Großkanzler der PTH Sankt Georgen hat Herrn PD Dr. **Alexander Löffler SJ** zum Professor für Fundamentaltheologie ernannt.

Außerdem ernannte er Herrn Jun.-Prof. Dr. **Tobias Specker SJ** zum Professor für Katholische Theologie im Angesicht des Islam. Beide Berufungen erfolgten zum 21. April 2021.

Neuerscheinungen

Logische Brillanz - Ruchlose Denkungsart? Möglichkeiten und Grenzen der Diskussion des Problems des Übels in der analytischen Religionsphilosophie. Das von Professor Oliver J. Wiertz herausgegebene Werk erschien im Dezember 2020 im Aschendorff Verlag und ist der erste deutschsprachige Sammelband, der einen Überblick über den aktuellen Stand der Diskussion des Problems des Übels in der analytischen Religionsphilosophie gibt.

Er erschließt zum einen Standardpositionen und -diskussionen der analytischen Behandlung des Problems des Übels einem deutschsprachigen Publikum und vereinigt zum anderen in einem Buch VertreterInnen sowohl des (meistens analytisch) geprägten Theodizeeprojektes mit (meistens nichtanalytischen) Kritikern beziehungsweise Alternativen.

Neues aus der Hochschule

Am 16. April 2020 haben die Hochschule und der Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität bekannt gegeben, dass sie gemeinsam den **dualen Masterstudiengang Sozialethik im Gesundheitswesen** ins Leben rufen werden.
Der Studiengang reagiert auf das hohe medizinisch-technische, ökonomische und strukturelle Transformationstempo im Gesundheitswesen und bildet künftig Fachpersonal an der Schnittstelle zwischen Ethik, Sozialwissenschaften und Medizin aus. Von dem Wintersemester 2021/22 an werden Studierende sich in enger Anbindung an die aktuellen Herausforderungen im Gesundheitswesen medizin-ethische sowie organisations- und führungsethische Kenntnisse und Kompetenzen aneignen. Das vielfältige Lehrangebot am Fachbereich Katholische Theologie und an der Philosophisch-Theologischen Hochschule und ein attraktives Praktikumsprogramm zeichnen diesen innovativen Studiengang aus.

Seit dem Wintersemester 2020/21 gibt es an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen das **Studienprogramm Philosophicum.** Das neue Angebot richtet sich an Studierende des Magisterstudiengangs Katholische Theologie, die an einer Erweiterung und Vertiefung der im Theologiestudium erworbenen philosophischen Kenntnisse und Kompetenzen interessiert sind. Ein Zertifikat bestätigt den erfolgreichen Abschluss des Studienprogramms. Besonders attraktiv ist es für Studierende, die einen Bachelor in Philosophie anstreben: Dieses Zertifikat wird an der Hochschule für Philosophie in München für das Bachelor-Studium auf der Grundlage einer Anerkennungsvereinbarung der Hochschulen im Umfang von bis zu 115 CP anerkannt, so dass die Möglichkeit besteht, nach dem Erwerb der entsprechenden Leistungsnachweise an der Hochschule für Philosophie den Bachelor in Philosophie zu erwerben.

JUBILARE

08.07.2021: Peter Köster (85 Jahre)
10.07.2021: Christian Troll (50 Jahre Weihe)
16.07.2021: Clemens Löcher (70 Jahre)
23.07.2021: Josef Schuster (75 Jahre)
28.07.2021: Rainer Berndt (70 Jahre)
30.07.2021: Norbert Lohfink (65 Jahre Weihe)
31.07.2021: Dieter Böhler (30 Jahre Weihe)
10.10.2021: Michael Schneider (45 Jahre Weihe)
02.12.2021: Niccolo Steiner (45 Jahre)

(Online-) Tagungen

Im Rahmen der Themenwoche „Christentum im Nahen Osten" diskutierten am 20. Januar 2021 Dr. Viola Raheb (Universität Wien) mit Prof. Dr. Dirk Ansorge (Sankt Georgen), Dr. Timo Güzelmansur (CIBEDO), Prof. Dr. Tobias Specker SJ (Sankt Georgen) und Prof. Dr. Anja Middelbeck-Varwick (Goethe-Universität) über **„Interreligiöses Zusammenleben im Nahen Osten? Möglichkeiten und Grenzen".**

Anlässlich des **500. Geburtstags des Hl. Petrus Canisius SJ** (1521-1597) organisierte Dr. Niccolo Steiner SJ (Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit) am 19. März 2021 eine Online-Tagung des Jesuitica e.V.s zum Wirken des katholischen Reformers und der Jesuiten im Kölner Raum. Trotz des ungewohnten Formates nahmen mehr als 60 Interessierte teil. Höhepunkt war der Abendvortrag mit dem Titel „Der Jesuit Petrus Canisius – ein politischer Heiliger?", der sich mit den (kirchen)politischen Intentionen der Päpste Pius IX. bei der Seligsprechung 1864 und Pius XI. bei der Heiligsprechung 1925 auseinandersetzte.

Am Samstag, 29. Mai 2021, fand das **151. Rhein-Main-Exegesetreffen** statt, zu dem katholische und evangelische Alt- und Neutestamentler von Marburg bis Tübingen seit nunmehr genau 50 Jahren dreimal jährlich zusammenkommen. Die Jubiläumssitzung fand wiederum pandemiebedingt digital statt . Prof. Dr. Klaus Haacker, Berlin, referierte über das Thema Der Prolog zum lukanischen Werk (Lk 1,1-4) neu gelesen im Blick auf Einleitungsfragen zur Apostelgeschichte. Das Korreferat stammte von Prof. Dr. Matthias Schmidt, Gießen.

Am 01. und am 29. Juni veranstaltete der Stiftungslehrstuhl Katholische Theologie im Angesicht des Islam zusammen mit dem muslimisch geprägten Frankfurter Verein Forum Interkultureller Dialog **zwei Abende unter dem Titel „Auf allen Wegen Gott finden"**, die sich aus interreligiöser Perspektive mit dem Thema des Pilgerns auseinandersetzten. Eyüp Beshir, P. Christian Rutishauser SJ und Jonas Sträßer berichteten über ihre Pilgerfahrt nach Mekka, Jerusalem und Rom mit religionsspezifischen Informationen, spirituellen Grundlagen und persönlichen Erlebnissen.

Zur Person
Magdalena Strauch, 1986 in Berlin geboren und aufgewachsen, absolvierte nach ihrem Abitur am Canisius-Kolleg ein Freiwilliges Soziales Jahr in Indien. Anschließend studierte sie von 2007-2014 katholische Theologie in Bonn, Jerusalem und Frankfurt/Sankt Georgen. Nach dem Studium ging sie zu Teach First Deutschland. Die Organisation setzt sich für Bildungsgerechtigkeit für Jugendliche aus schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen ein. Bis 2016 war sie Fellow in Hamburg und hat dort mit Kindern und Jugendlichen zusammengearbeitet. Nach einer kurzen Tätigkeit bei der Caritas Berlin kam sie 2018 wieder zu Teach First. Sie leitet aktuell das Projekt „Die Verfassungsschüler", das sich für politische Bildung und Engagement von Jugendlichen aller sozialen Schichten einsetzt. Bei Interesse, auch an fellowships, siehe: https://www.teachfirst.de/

Jugendliche für die Demokratie begeistern

Bildungsgerechtigkeit, Christsein und Erinnerungen an Sankt Georgen: Im Gespräch mit Magdalena Strauch

Frau Strauch, Sie arbeiten bei Teach First. Was ist das eigentlich genau?
Teach First ist eine internationale Bewegung, die sich für Bildungsgerechtigkeit einsetzt. Aktuell gehören 60 Länder auf allen Kontinenten dazu, seit etwas mehr als zehn Jahren auch Deutschland, weil leider auch hier die Bildungsmöglichkeiten immer noch stark vom sozioökonomischen Hintergrund des Elternhauses abhängen. Wir setzen Fellows in Schulen in herausforderndem Umfeld ein, also wo Jugendliche sind, die nur wenig Unterstützung bekommen.

Wie setzen sich die Fellows zusammen?
Die Fellows sind Hochschulabsolvent*innen aus verschiedenen Fachrichtungen, die Jugendliche unterstützen. Die Unterstützung leisten sie zusätzlich zu den eigentlichen Lehrkräften im Unterricht, etwa bei der Nachmittagsbetreuung oder bei Projekten. Aktuell sind etwa 240 Fellows pro Jahr an Schulen in Deutschland eingesetzt.

Sie wiederum leiten das Projekt „Die Verfassungsschüler" . . .
. . . ja, die Idee stammt von Suat Yilmaz, der in Nordrhein-Westfalen die Landesintegrationszentren koordiniert. Er hat mit Jugendlichen zusammengearbeitet, die sich nicht wirklich für politische Themen interessieren, und hat sie ganz platt in der Shisha-Bar gefragt, ob sie nicht Lust hätten, sich zu engagieren. Das hat super funktioniert. Yilmaz ist dann auf Teach First zugekommen mit der Idee, das Projekt auch im schulischen Kontext zu machen. Von 2018 bis 2019 gab es ein Modellprojekt, Jugendliche für Demokratie zu begeistern: Wo lebst du hier? Was interessiert Dich? Wie kannst Du Dich einbringen? Also ganz klassische Demokratieförderung, die aber erlebbar vermittelt wird.

Es geht also darum, mit der Demokratie vertraut zu machen. Das scheint dieser Tage immer wichtiger zu werden.
Ja, ganz genau. Deshalb sind wir zum Beispiel in eine Justizvollzugsanstalt in den Offenen Vollzug gegangen und haben uns mit dem Leiter über Grundrechte unterhalten, darüber, welche Rechte jede*r hat, und warum der Staat das Recht hat, in besonderen Fällen die Rechte des Einzelnen zu beschneiden. In einer zweiten Phase des Projekts sollten sich die Jugendlichen selbst engagieren. Einige haben sich in ihrer Schülervertretung engagiert, einer ist zu Greenpeace gegangen und eine Gruppe hat einen eigenen Workshop für andere Jugendliche gegen Alltagsrassismus entwickelt und an Schulen durchgeführt. Meine Aufgabe war es, die Jugendlichen zu begleiten. Jetzt setzen wir das Projekt vom kommenden Schuljahr an in drei Bundesländern um, zweieinhalb Jahre lang. Und wenn das gut läuft, wollen wir die Finanzierung verstetigen und das Projekt ausweiten.

Etwas anderes: Wie sind Sie zu den Jesuiten gekommen? Sie sind Berlinerin . . .
Ich habe meine Schulzeit am Canisius-Kolleg verbracht und dort das erste Mal die Jesuiten kennengelernt. In der Zeit habe ich ganz viel mitgenommen und erfahren: Alles, was mit Christsein zu tun hat, hatte für mich irgendwie einen starken Bezug zur sozialen Gerechtigkeit. Diese Zeit hat mich tief geprägt. Ich bin auch katholisch aufgewachsen, aber richtig identifiziert mit dem Christsein habe ich mich erst über die Schule.

Nach dem Abitur waren Sie ein Jahr in Indien. Was haben Sie dort gemacht?
Ich war für ein Freiwilligenjahr zu einem Projekt der Salesianer Don Boscos in Indien, das sich für Jungen einsetzt, die auf der Straße leben. Dadurch bin ich auch zur Theologie gelangt. Indien ist ein Land, in dem Religion wahnsinnig präsent ist, aber auch sehr divers. Mein Projekt war ein katholisches Projekt, aber die wenigsten der damals 170 Jungen waren christlich. Es wurde morgens und abends gebetet, aber mit einem sehr neutralen Gottesbegriff. Diese Form des Miteinanderlebens hat mich sehr beeindruckt.

Foto: privat

Was hat Sie dann zum Theologiestudium bewogen?
Am Canisius-Kolleg hatte ich den Reli-Leistungskurs belegt und einen fantastischen Lehrer, der aber nicht Jesuit war. Sein Unterricht war sehr anspruchsvoll und sehr abwechslungsreich. Immer beschäftigte uns die Frage: Wenn das Reich Gottes kommt oder schon angebrochen ist, was können wir hier dazu beitragen, die Idee, dass alle Menschen die gleichen Chancen haben, zu verwirklichen? Und auch in Indien habe ich gesehen, wie Menschen diesen Ansatz in ihrem Alltag umsetzen: Nicht nur die Priester, sondern alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben etwas gelebt, das mit ihrem Glauben übereinstimmt.

Wie war Ihr Studium? Sie waren ja an mehreren Orten.
Ich habe 2007 in Bonn angefangen zu studieren. Meine Großmutter hat dort gelebt. Ich hatte dort auch eine Stelle am Lehrstuhl für das Alte Testament. Von 2009 bis 2010 war ich dann in Jerusalem für das Studienjahr in der Dormitio. Der Schwerpunkt lag natürlich auf archäologischen und biblisch-historischen Themen. Ich hatte aber auch hier wieder ein großes Interesse an dem interreligiösen Miteinander. Ich habe ungefähr einmal in der Woche in einer christlich-arabischen Schule der Don Bosco-Schwestern im palästinensischen Gebiet nahe der Grenze zu Israel mitgearbeitet.

Danach kamen Sie nach Sankt Georgen. An was erinnern Sie sich gerne zurück?
In Sankt Georgen fand ich die Art der Begegnung sehr besonders. Es gab unterschiedliche Gruppen, man hat miteinander gesprochen und sich vielleicht manchmal übereinander lustig gemacht, aber es war immer wertschätzend. Auch die gemeinsamen Gottesdienste mittwochs waren sehr schön: Trotz unterschiedlicher Meinungen zusammenzukommen und den gemeinsamen Glauben zu feiern. Die Begegnungen mit den Professoren durch das gemeinsame Essen und die Veranstaltungen waren ebenfalls sehr besonders. Sankt Georgen bietet die Möglichkeit, über die klassischen theologischen Themen hinauszuschauen – so war zum Beispiel das Seminar von Pater Löffler zu Buddhismus, Hinduismus und Christentum einfach toll.

Die physischen Mauern in Sankt Georgen sind vielleicht hoch, aber die Mauern im Kopf sind viel niedriger als woanders.

Was würden Sie den heutigen Studierenden in Sankt Georgen mitgeben?
So viel in Austausch und Begegnung zu gehen wie möglich. Und auch mal über den Tellerrand schauen. Die Möglichkeiten zu nutzen, sich in bestimmten Themen zu engagieren: Medien, Sozialethik oder Mission und Weltkirche. Die physischen Mauern in Sankt Georgen sind vielleicht hoch, aber die Mauern im Kopf sind viel niedriger als ich es teilweise woanders erlebt habe.

Können Sie bei Ihrer Arbeit Inhalte aus dem Studium einsetzen?
Ich habe im Studium sehr viel gelernt, auch viel über soziale und ethische Themen, die für meine Arbeit wichtig sind. Aber so richtig theologisch ist meine Arbeit nicht. Wobei ich manche Dinge aus dem Studium gut einsetzen kann, zum Beispiel die Frage nach Identität, meiner eigenen Identität, aber auch das Hineinversetzen in die Identität anderer. Denn in der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen spielen oft religiöse Komponenten bei der Frage nach ihrer Identität mit.

Wie hat sich die Corona-Pandemie auf Ihre Arbeit ausgewirkt?
Wir haben beobachtet, dass die Digitalisierung im schulischen Kontext häufig nicht funktioniert. Hier hat sich die soziale Kluft noch verstärkt, man kann klar erkennen, welche Jugendlichen über bessere digitale Möglichkeiten verfügen und welche nicht. Unsere Schirmherrin, Elke Büdenbender, die Frau von Bundespräsident Steinmeier, hat mit einigen unserer Jugendlichen ein längeres Zoom-Gespräch geführt und sie angehört, wie es ihnen während der Pandemie geht. Was wir aus dieser Zeit mitnehmen müssen, ist – auch für unser Projekt –, dass wir den Jugendlichen nicht unbedingt eine Stimme geben müssen, denn die haben sie selbst. Aber wir müssen zuhören, was ihre Sorgen sind. Auch bei den Aufhol-Programmen der Regierung ist es wichtig, dass am Ende die Jugendlichen davon profitieren und sie nicht als diejenigen dargestellt werden, die während dieser Zeit nichts gemacht hätten. Aber das ist auch eine Chance, die wir jetzt ergreifen können. Es mangelt nicht daran, Jugendlichen eine Stimme zu geben, die haben sie. Es mangelt am Zuhören!

Die Fragen stellten Jakob Schorr und Pauline Erdmann.

Autorinnen und Autoren

TOBIAS SPECKER SJ
ist 1971 geboren. Er studierte Germanistik, katholische und islamische Theologie in Freiburg, Bochum und Frankfurt. Er ist seit 2021 Professor für „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ in Sankt Georgen.

FRANK VOGELSANG
studierte Elektrotechnik und evangelische Theologie. Seit 2002 ist er an der Evangelischen Akademie im Rheinland tätig und seit 2005 als Direktor der Akademie. Sein Schwerpunkt ist der Dialog zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften, sowie Fragen der Ethik im Bereich von Wissenschaft und Technik wie beispielsweise in der Bioethik.

SR. CARMEN SPECK MMS
Missionsärztliche Schwester, Grundschullehrerin und Physiotherapeutin MSc. Aufgewachsen in der Schweiz. Seit 2016 in der Elisabeth-Straßenambulanz der Caritas Frankfurt tätig.

THOMAS MECKEL
wurde 1981 geboren. Er studierte katholische Theologie, Germanistik und Bildungswissenschaften in Mainz, Rom und Würzburg. Seit 2015 lehrt er Kirchenrecht in Sankt Georgen und ist seit Oktober 2020 Rektor der Hochschule.

INGMAR VÁZQUEZ GARCÍA SJ
ist kubanischer Jesuit und absolvierte sein Theologiestudium in Sankt Georgen. 2021 wurde er durch Weihbischof Dr. Thomas Löhr zum Diakon geweiht.

JULIANE ECKSTEIN
ist Diplom-Dolmetscherin und ist seit 2005 als freiberufliche Übersetzungs- und Dolmetscherin tätig. Zudem hat sie katholische Theologie in München und Jerusalem studiert und ist seit 2018 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Einleitung in die Heilige Schrift und Exegese des Alten Testaments in Sankt Georgen tätig.

CHRISTIAN JAGER
wurde 1996 im Saarland geboren. Nach seinem Abitur absolvierte er in Trier am Felixianum ein Orientierungs- und Sprachenjahr, bevor er 2017 sein Studium der Theologie in Sankt Georgen begann. Von 2019 bis 2020 studierte er für ein Jahr in Tübingen. Seit dem Sommersemester 2021 ist Christian Jager Vorsitzender des AStA in Sankt Georgen.

MIRJAM SCHLIEPHAK
ist 2001 geboren und hat nach ihrem Abitur einen Bundesfreiwilligendienst absolviert. Sie kommt aud dem Erzbistum Paderborn und studiert seit dem Wintersemester 2020/21 Theologie in Sankt Georgen.

JOHANNES EHME
wurde 1992 geboren. Seit 2017 ist er Priesteramtskandidat für die Diözese Görlitz. Nach dem einjährigen Propädeutikum in Bamberg begann er 2018 das Studium der Theologie in Sankt Georgen.

GREGOR MARIA HOFF
wurde 1964 in Mönchengladbach geboren. Er ist Professor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie an der Universität in Salzburg. Zudem ist er Mitglied der Glaubenskommission und der Unterkommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum bei der Deutschen Bischofskonferenz.

JOHANNES BENEDIKT KÖHLER
ist 1995 in Frankfurt geboren. Im Sommersemester 2020 schloss er sein Magisterstudium Theologie in Sankt Georgen ab. Zur Zeit setzt er die Studien in Philosophie fort und ist Aspirant der Salesianer Don Boscos in Würzburg.

KAI WEISS
ist 25 Jahre alt und stammt ursprünglich aus Regensburg. Er hat einen Bachelor in Internationalen Beziehungen und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter einer politischen Organisation in Wien. Er ist Besucher der Zukunftswerkstatt.

SONJA KARL
geboren in Nürnberg und gelandet in Frankfurt am Main. Zwischenstopp in Paris eingelegt und danach auf Langstrecke als Werbetexterin gegangen. Hat Marken wie American Express, Lufthansa und dm Drogeriemarkt zu mehr Sichtbarkeit und Relevanz verholfen. Nach ein paar tollen Creative Awards zähmt sie seit 2020 das Alltagschaos in Sankt Georgen.

GODEHARD BRÜNTRUP SJ
wurde 1957 in Fulda geboren. Studien in München, Frankfurt und Berlin sowie mehrere Forschungs- und Lehraufenthalte in den USA. Seit 2003 Professor an der Hochschule für Philosophie in München. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Metaphysik, Philosophie des Geistes, Sprachphilosophie, analytische Religionsphilosophie, Philosophie der Psychologie sowie die Geschichte der analytischen Philosophie.

MICHAEL SIEVERNICH SJ
wurde 1945 in Arnsburg geboren. Er ist emeritierter Professor für Pastoraltheologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz sowie Honorarprofessor für Pastoraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen Frankfurt. Im Herbst 2015 nahm er als deutschsprachiger Berater an der Bischofssynode über Ehe und Familie teil.

PAULINE ERDMANN
ist 1998 geboren. Nach dem Abitur absolvierte sie ein Praktikum in der Pressestelle des Bistums Limburg. Seit 2017 studiert sie an der Hochschule Sankt Georgen Theologie. Dort nahm sie am Studienprogramm Medien und Öffentliche Kommunikation teil. Seit 2018 gehört sie dem Redaktionsteam des Magazins Georg an.

JAKOB SCHORR
wurde 1998 geboren. Nach seinem Abitur begann er 2017 mit dem Studium der Theologie in Sankt Georgen. Er spielt Klavier, Orgel und Kontrabass.

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de